# Joseph Roth
# Heimweh nach Prag

*Feuilletons – Glossen – Reportagen*
*für das »Prager Tagblatt«*

Wallstein

Joseph Roth
Heimweh nach Prag

# Joseph Roth
# Heimweh nach Prag

## *Feuilletons – Glossen – Reportagen für das »Prager Tagblatt«*

Herausgegeben und kommentiert
von Helmuth Nürnberger

WALLSTEIN VERLAG

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Erste Auflage 2012
Wallstein Verlag, Göttingen 2012
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN (Print) 978-3-8353-1168-8
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2306-3

# Inhalt

*Texte für das Prager Tagblatt*


1917 . . . . . 7
1918 . . . . . 8
1919 . . . . . 10
1920 . . . . . 29
1921 . . . . . 52
1922 . . . . . 85
1923 . . . . . 123
1924 . . . . . 199
1925 . . . . . 279
1926 . . . . . 287
1927 . . . . . 319
1928 . . . . . 347
1929 . . . . . 377
1930 . . . . . 429
1932 . . . . . 458
1934 . . . . . 465
1936 . . . . . 470
1937 . . . . . 475


*Anhang*


Editorische Notiz . . . . . 483
Abkürzungen und Siglen . . . . . 487
Ergänzende Artikel und Rezensionen . . . . . 552
Nachwort.
Joseph Roth, Prag und das »Prager Tagblatt« . . . . 573
Dank . . . . . 634
Ausführliches Inhaltsverzeichnis . . . . . 635

## *Christus*

Oh Herr! – O damals litt ich nicht –
ich jauchzte über meine Wunden
und durch den Flor der dunklen Stunden
ging ich der Liebe Weg zum Licht – –
Doch jetzt durchwühlt mich diese Qual
der Brüder, die einander hassen:
ich kann von meinem Kreuz nicht lassen
und sterbe täglich tausendmal …

Oh Herr! – Die Tage sind so rot,
weil sie in heißem Blute schwammen
und alle Nächte sind nur Flammen,
von deren Brand der Himmel loht – –
ich berge still mein Angesicht
und harre auf mein Auferstehen:
denn – Herr! – nun will ich wieder gehen
der Weltenliebe Weg zum Licht …

## *Bruder Mensch*

O Bruder Mensch!
Da es noch Tag war, kannte ich dich nicht: –
Nun, da es Nacht, liebkos' ich deine Nähe
und sinke in die Knie und rufe: wehe!
daß ich nicht sehen kann Dein Angesicht! …

Ich drückte kaum zum Gruße Dir die Hand,
wir waren zungenfremde Weggenossen,
nun unser Blut vereint die Flur durchflossen,
weiß ich: du bist mir nah und blutsverwandt.

Weil du mich schlugst, besitzest du mich ganz:
um dich zu lieben, mußt' ich dich erst morden!
O, Bruder Mensch! Vergib', daß ich erlag!

Doch bis vollendet dieser Höllentanz
ist Licht in uns und Licht um uns geworden –
Sieh, Bruder Mensch: Durch Nebel wuchtet schon der Tag! …

## *Soldaten*

Alle haben sie diesen müden
seltsamen Zug in den bleichen Gesichtern:
in ihren Augen zittert ein schüchtern
taumelndes Ahnen von Heimat und Frieden …

Alle tragen sie an den müden
Füßen den Staub von zerwanderten Jahren:
Durch viele Länder sind sie gefahren
Und haben noch nicht nach Hause gefunden …

Manchmal nur röten sich ihre Wangen,
wenn sie frohe Kunde erlauschen
und sie sitzen zusammen und tauschen,
flüsternde Reden von süßem Verlangen …

Ihre harten, zerrissenen Hände,
faltet die Demut und Kindheits verwehte
Worte lassen sie still im Gebete:
Herr, mach ein Ende! O, Herr, gib' ein Ende! …

## *Frühling*

Frühling, Deine Blütenhände
gleiten über Erdenwellen
und aus Tiefen überschwellen
Säfte Tal und Hügellände.

An den Wegen, die ich schreite,
lächeln alte Meilensteine,
junge Birke lacht in eine
glückumspannte Sonnenweite.

Stunden, die ich gar nicht zähle,
taumeln trunken von den Türmen,
fallen golden in das Stürmen
meiner maidurchwühlten Seele.

Alle Gräser wispern Kunde
von dem grünen Zauberwirken – –
wie mich Strauch und Baum umzirken,
fühle ich mich eins im Bunde

mit der saftdurchtränkten Rinde,
mit dem Stein am Grabenrande,
mit dem weißen Straßenbande,
mit der Wolke, mit dem Winde …

Quillt in mir ein starker Glaube,
wie der Saft in jungem Weine:
Alles bin ich im Vereine:
Gott und Mensch und Wurm im Staube! –

## *Nervenchok*

Seht her: in einen Zauberknäu'l gebannt
schlottert und taumelt er an schwanker Krücke,
bald hart am Pflasterrand und bald zurück
prallt klappernd sein Gebein an rauhe Wand.

Und aller Augen sind ihm zugewandt:
der frechen Neugier und des Mitleids Blick – –
ein Kind, das spielt, hält mitten still im Glücke,
als blickt' es plötzlich in ein dunkles Land …

O, seht ihn an! In graues Tuch gewandet,
der Menschheit Heldentum in torkelndem Zick-Zack
zwei Kreuzchen scheppern und zwei Bänder fliegen – –

Im roten Meer von Blut und Siegen
Ist des Jahrhunderts stolzes Schiff gestrandet –
Und *das* ist Euer Wrack! …

## *Unter dem Protektorate*

Es war im zweiten Jahrgang der vom Pressequartier herausgegebenen »Großen Zeit«, da stand ich eines Abends in der Aula eines »akademischen Freistaats«. Die Aula war festlich beleuchtet. Der Portier strahlte im Festglanz seiner Seidenschärpe. Die Diener trugen sonntägliche Amtskappen, hatten geputzte Goldknöpfe und in ihren erwartungsvollen Augen lag Respekt vor kommenden Dingen, ganze Magazine von Respekt. Auch ein unscheinbarer Herr in Zivil hatte sich eingefunden und gebärdete sich so unauffällig, daß er eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Detektiv bekam. Die Stiege erlitt eben die letzte Liebkosung eines Besens, als eine Gruppe von fünf oder sechs Herren in Zylindern er-

schien. Daß es Professoren waren, sah man an ihren Gesichtern, in denen Lampenfieber und Ergebenheit miteinander abwechselten. Draußen, vor der Rampe fuhr eines jener Autos vor, bei deren Anblick der noch im Zivil Befindliche den Mund aufmachen, der dem Rock des Kaisers schon Verfallene »Frontmachen« und mit Herz und Hand zum Kappenschirme spritzen mußte. Dem Auto entstieg ein sporenklirrender Herr mit Säbel und Federbusch und schritt unbedingt elastisch die Stiege empor. Bewegung unter den Zylindern. Glatzen leuchten plötzlich auf, wie Geistesblitze. Einer murmelt: »Es begrüßt.« Der hohe Gast erwiderte »freundlich«. Der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Ein Federbusch voran, fünf Glatzen hintennach. Erst nach Minuten, als sich die Ergebenheitsstarre bei den Dienern gelöst hatte und sie, erfüllt von dem Ereignis, ihre Devotions- und Bewunderungsgefühle auszutauschen begannen, während sie hie und da achtungsvoll zu dem Mitglied des allerhöchsten Kaiserhauses auf dem Chauffeursitze hinsahen, wagte ich – demütig, wie es sich k. k. Dienern gegenüber, die soeben – empfangen hatten, gebührt, eine Erkundigung. Ich erfuhr, daß eine wissenschaftliche Gesellschaft, die wohl wegen ihrer frappanten Identität mit Reptilien sich mit einem Zweige der Naturlehre befaßt, heute eine Sitzung abhalte »unter dem Protektorate« … Da mich der Detektiv unauffällig zu mustern begann und ich ohnehin zwei Musterungen schon glücklich überstanden hatte, tat ich keine weiteren Fragen mehr und entfernte mich schleunig, trotzdem ich noch gerne die Elastizität des hohen Herrn beim »Verlassen« seiner Schützlinge und diese selbst beim Zylinder-Wedeln bewundert hätte. Allein, ich ging und nahm den Trost mit, daß ich in Wien Schauspiele solcher Art noch häufiger als zuträglich erleben könnte.

Denn Wien war die Brutstätte der »Protektorate«. Sie, die in Österreich Staat, Gesellschaft, Kirche und den lieben

Gott »einverleibt« hatten, richteten ihre Expansionsbestrebungen auch auf die Gebiete der Kunst und der Wissenschaft. Keines Medizäers Güte lächelte der deutschen Kunst. Aber die Vertreter der deutschen Kunst und diejenigen, die sich dafür hielten, lächelten der Güte ihres Medizäers zu. Künstler entfalteten Knopfloch- und Redeblumen am Strahl von Fürstengunst. Schriftsteller »eigneten zu«, was sie sich angeeignet hatten. Heldentenöre schmetterten Jubelkantaten aus ordengefüllten Brüsten. Gottbegnadete Sängerinnen schlossen Bündnisse mit Herren von Gottes Gnaden. Was sie draußen vor dem Tore hörten, ließen sie im Saale widerhallen und wenn sie auch nicht immer so billig davonkamen wie bei Goethe. Der König sprach und fünftausend Schmarotzer liefen. »Strebende« Künstler prostituierten sich in »Huldigungen«. Wehe denen, die gleichgültig blieben »anlässlich« eines Jubiläums. Die, trotzdem sie »hervorragend« waren, sich dennoch nicht »zur Verfügung stellten«. Die nicht »im Sinne« des Allerhöchsten Willens taten. Man ließ sie laufen und wenn sie auch Gerhart Hauptmann hießen, um einem Josef Lauf den Adel zu verleihen zu geruhen. Man entfernte das Denkmal eines lebenden Dichters, um einen toten Müller, der sich Könige zugeeignet hatte, huldvollst zu empfangen. Man »empfing« lobhudelnde Vertreter der Presse und der Wissenschaft und »sprach sich« dementsprechend »lobend« aus. Unter dem Regenschirme allerhöchster Protektorate blieben Kunst und Wissenschaft trocken. Diejenigen, die nicht sangen, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet, kamen in Glashäusern königlicher Gnade doch auf einen grünen Zweig. Man ließ Gnade für Kunst ergehen. Auch für Wissenschaft. Beide bettelten um Gnade.

Wozu baute man Hochschulen? Damit man geruhen könne, einmal jährlich studieren zu wollen. Wozu ernannte man Professoren zu erblichen Hofräten? Damit sie schöne Knickse machen vor stupiden Hoheiten. Zwischen Exer-

zierplatz und Nachtlokal erteilte man einem Uraniavortrag gnädigst Audienz. Und Millionen Federn träufelten dienstbeflissen »Schilderungen«. Tausend Kodaks knipsten erschaudernd. Und der Bürger blieb stehen, schwenkte seinen Habig und sang Gott erhalte. Was war geschehen? Ein Pferd gestürzt? Ein Kanarienvogel entwichen? O, weit gefehlt! Ein Erzherzog ausgestiegen! … Und sie krümmten sich lächelnd unter dem allerhöchsten Fußtritt des Protektorates.

## *Menschliche Fragmente*

### Der Zeitgenosse

Das war einmal Mensch. Nannte sich Ebenbild Gottes, Krone der Schöpfung und wandelte aufrecht, und mit den Füßen durch den Staub, aus dem er gemacht war. Er ging freier, als der Löwe, blickte mutiger, als der Tiger und erhob seine Augen zu dem Fluge des Adlers und zu den Gestirnen des Kosmos …

Was ist das? Fabeltier, Insekt, Reptilie sagenhafter Vorzeit? Der Oberkörper wagrecht, die Arme seitlich nach auswärts gebogen, in jeder Hand einen Stab, das Gesicht parallel zum Straßenpflaster: ein Vierfüßler. Warum steckt es in einer Kleidung, die man den Rock des Kaisers nannte, als dieser noch der Direktor der Irrenanstalt: Vaterland war und »sein« Rock Zwangsjacke? Warum ist dieses Geschöpf nicht nackt und behaart, wie andere Tiere? Warum führt es nicht ein Mensch an der Leine? Warum trägt es am Hals keine Marke? Fürchtet es nicht den Wasenmeister?

Es ist Mensch! Mensch mit menschlichem Antlitz, mit einem Hirn, das denken, phantasieren, erfinden, träumen, arbeiten, wagen, schaffen kann! Mensch, aus den Niederungen des Heldentums und der Kanonenfutterage mit gebrochenem

Rückgrat und geborstenen Nervensträngen zurückgekehrt in die Heimat. Seht, wie er torkelt! Sein Gang ist ein Zick-Zack, mißlungene Karikatur eines Blitzes. Sein schlotterndes Gebein scheppert, wenn es an die Mauer stößt, und zuckt im nächsten Augenblick, wie im Ekel von der steinernen Wand zurückgeschleudert, an den Rand des Trottoirs. Er weiß nicht, was der nächste Augenblick ihm in den Weg schickt. Er kennt keinen Weg. Nur eine Richtung, vages Traumbild einer »Direktion«, Folge der militärischen und unzuverlässig, wie diese …

Was ist das? – *Fragment*, Überbleibsel eines Menschentums, das jubeln und weinen, herrschen und niederknien, befehlen und flehen konnte. Im wirren Jammer seines Zick-Zacks Symbol einer Gegenwart, die mit gebrochenem Rückgrat zwischen Revolutionen, Weltanschauungen und Gesellschaftsunordnungen torkelt. Was bleibt Ihr stehen, Zeitgenossen? Seht! Es ist »Nervenchoc und Rückgratbruch«: Euer Spiegelbild …

## Der General

Täglich um die Morgenstunde, zu der ein Pfeifendeckel zur Salzsäule erstarrte: Exzellenz, ich melde gehorsamst … geht der General die Straße entlang, frischrasiert und Backenbart-gepflegt. In seinem Gang militärische Knappheit und Pseudo-Zielbewußtheit, in der Haltung inhaltslose Dressur. Sein Auge noch so blitzblau, wie damals, als er vor dem Feinde und zwischen beiden eine Brigade stand. Bemüht, in die Zukunft zu sehen, sieht er Vergangenheit. Vergangenheit mit Tafelmusik, Donnerhall, Marschkompagnie, Gehorsam und Sklavensinn. Wenn ein Soldat an dem General vorbeikommt, bemüht sich der alte Herr, nicht zu sehen. Er will nachsichtig sein und drückt ein Auge zu. Aber dann ist Bitterkeit, Lehre, gähnender Weltraum, Grenze der Ver-

nunft. Er war General, weil sie ihn »Exzellenz« nannten. Er war General im Gefüge der Brigade. Er war »komplett«, als ihn die andern grüßten. Er war ein Individuum. Immer ein Bestandteil, wie ein Knopf, ein Kolbenhals, ein Tornister, eine Wasserjacke. Er fand seine Ergänzung im Gehorsam der Andern. Jetzt ist er Überrest, Fragment Brigadier ohne Brigade, Stratege ohne Dienstreglement, Herr ohne Diener. Aber Herr noch immer, mit der Gloriole einer tragischen Ironie um die Generalskappe, standesbewußt ohne Stand und ehrenhaft ohne Kodex …

## Der Gast

In der Gemeinschaftsküche sitzen sie an weiß gedeckten Tischen und täuschen sich Sattheit vor mit Markenabgabe, Trinkgeldern und Papierservietten. Die Gemeinschaftsküche ist Ruhepunkt im Wirrsal der Stunden, Fata Morgana eines Mittagstisches, Vision eines standesgemäßen Hungers. Aber Einer ist, der hat keinen Ruhepunkt, keine Vision, keine Fata Morgana. Er hat *nur* Hunger. Er kommt täglich um dieselbe Stunde, flackernde Begehr in den Augen, mit der gespensterhaften Lautlosigkeit eines vom Grabe Auferstandenen. Er grüßt nicht, bittet nicht, fordert nicht. Er kommt nur, steinerner Gast mit der Menageschale, und sein Kommen ist Drohung und Gebet, seine Lautlosigkeit Befehl … Für eine Weile erstarren die, die an dem Traumbild von einem Mittagstische sitzen. Ihr Reden, das den Zweck hatte, Gemütlichkeit des Sattseins vorzutäuschen, verstummt. Es gibt noch Schlimmeres: Einer ist, der hat keinen Ruhepunkt, keine Fata Morgana, keine Vision … Er hat nur Hunger. Er *ist* selbst Hunger. Hunger im Korpus eines menschlichen Fragments. Aus dünnen, ausgefransten Uniformärmeln hängen grobknochige, rote Hände mit dick aufgelaufenen, blauen Adersträngen schlaff herunter. Hände, deren Vergangenheit

Arbeit und Angriff hieß; ihre Gegenwart ist Betteln. Rotblaugeschwollene Füße quellen aus den Trümmern eines zerrissenen Stiefels hervor. Füße, deren Vergangenheit Zielschreiten und Wanderung war; ihre Gegenwart ist Schleichen. Er kommt jeden Tag. Lautlos und unerbittlich kommt er, der Hunger, gerade, wenn die Andern dabei sind, ihn zu verleugnen …

### *Die Straße*

Hier bin ich demutsvoll und schäme mich
Im Angesicht der steinernen Paläste
Wie in Erwartung kaiserlicher Feste
Rastet die Straße, blank und feierlich.

Laternenpfähle blicken stolz auf mich
Und warten wie Lakaien auf die Gäste –
Die Bäume neigen ihre dunklen Äste
Ein Galawagen rollt – ich schäme mich …

Denn meine Kleider haben noch an sich
Der jahrelangen Armut dunkle Reste
Und des Vagantentums verfehmte Geste
Haftet an mir noch, treu und wunderlich …

Im Angesicht der steinernen Paläste
Bin ich voll Bettlerscheu und schäme mich.

### *Frühling!*

Oh, einmal möcht' ich Baum am Wegrand sein
Und Strom und Saft durch Strang und Faser fühlen!
Und mit dem Wipfel in den Wolkenkühlen
Unendlichkeiten haschen Gott und Sonnenschein …

Mich aber peitscht irdischer Ohnmacht Pein,
Im Staub zu düngen, Leib in Kost zu wühlen,
Hände zu brauchen, die rastlos wie Mühlen,
Ichtum zu schänden, Gottheit zu entweih'n.

Doch wenn Märzwinde mit der Erde spielen,
Wenn Weidenbusch und Haselstrauch vom Wein
Des Frühlingtau's in Gottesrausch verfielen –

Steh' ich erschlafft! – ohnmächtiges Gebein:
Auf einem Weg, der niemals führt zu Zielen,
Ein zwecklos eingerammter Meilenstein. –

## *Wiener Hoffnungslichter*
## *Die Nachtbeleuchtung der Wiener Cafés*

Sie brannten gestern zum erstenmal und offenbarten eine gewisse Eigenschaft, von der man in guter Gesellschaft nicht gern spricht. Um deutlicher zu werden: Sie dufteten nicht …

Also die Sache begann so: Um 10 Uhr stellte ein Mann ein Gefäß auf einen Tisch. Ein Gefäß, das man ebensogut für eine Handgranate, wie für eine vorsintflutliche Lampe aus dem Tempel der Astarte von Sidon aus dem Jahre 700 v. Chr. halten konnte. Dazu kam eine Leiter, wie sie Zimmermaler zu benutzen pflegen. Die Musik brach ab. Eistassen blieben unausgelöffelt. Schwarze wurden kalt. Unter allgemeiner andächtiger Aufmerksamkeit bestieg der Mann die Leiter. Ein Kellner reichte ihm die Lampe.

Nach fünf Minuten erschien am oberen Lochrand des Gefäßes ein Etwas. Der Ober sagt, das wäre ein Docht.

Und alle glaubten es.

Der Mann auf der Leiter brannte ein Streichholz an; es verlosch. Ein zweites. Ein Drittes. Ein Viertes. Ein Fünftes. Eine ganze Schachtel.

Der Ober brachte ihm eine neue.

Ich zählte: Beim zweihundertzweiunddreißigsten fing jenes Etwas, von dem ein offenbar phantasiebegabter Kellner gesagt hatte, es wäre ein Docht, zu brennen an. Ein blaues Flämmchen flackerte. Es war kein Zweifel: Die Azethylenlampe war da. Wiens neueste Kaffeehauserrungenschaft. Wiens Nacht- und Hoffnungslicht …

Es drohte, jedesmal auszulöschen. Es war beleidigt. Konnte die noch brennenden protzigen elektrischen Lichter nicht vertragen. Weshalb das Fräulein an der Kasse »Auslöschen!« kommandierte.

Und eh' man's sich versah, war »es« finster.

Nur die blauen Flämmchen brannten noch an einigen Tischen und zwei an der Decke. Es war wie im Bergwerk. Eine undefinierbare Gestalt ging von Tisch zu Tisch. Es war der Herr Direktor. Er sagte nicht: Ergebenster! Auch nicht: Habe die Ehre! Und nicht: Küß' die Hand! …

Er rief: Glück auf!

Die Musik intonierte: In der Nacht, in der Nacht … An meinem linken Nachbartisch erwachte die Liebe. Es war wie im Kino. Einfach zum Küssen …

Nur der Mond störte. Ausgerechnet Vollmond! Durch keinerlei Kohlennot gedrosselter Vollmond.

Infolge dessen begann die Musik: Droben, wo die Sternlein steh'n …

Als ich zahlen wollte, fand ich im Lichte der Azethylenlampen den Ober nicht. Er war seinerseits damit beschäftigt, Gäste zu suchen, deren Verschwinden der erste Segen der neuen Lichtquellen war …

Auf meinem Rundgang durch die Stadt beobachtete ich die herrlichste Sylvesterstimmung. Diese neuen Lampen! Irgendwo hörte ich Champagnerpfropfen knallen. Man begrüßte das neue Licht.

Am Ring sah's Goethe und zitierte: Mehr Licht! …

Im Café »Central« leuchteten die Geistesblitze zur Genüge …

Im Scheine dieser schrieb ich das Obige …

## *Von Hunden und Menschen*

*Wien*, im September.

Zu den vielen Straßenbildern des Wiener Kriegselends hat sich seit einigen Tagen ein neues gesellt: ein vom Kriege zum rechteckigen Winkel konstruierter Mensch – Invalide mit Rückgratbruch – bewegt sich auf eine fast unerklärliche Weise durch die Kärtnerstraße und kolportiert Zeitungen.

Auf seinem mit dem Trottoir eine Horizontale bildenden gebrochenen Rücken sitzt – ein Hund. Ein wohldressierter, kluger Hund, der auf seinem eigenen Herrn reitet und aufpaßt, daß diesem keine Zeitung wegkommt. Ein modernes Fabelwesen: eine Kombination Hund und Mensch, vom Krieg ersonnen und vom Invalidenjammer in die Welt der Kärtnerstraße gesetzt. Ein Zeichen der neuen Zeit, in der Hunde auf Menschen reiten, um diese vor Menschen zu bewachen. Eine Reminiszenz an jene große Zeit, da Menschen wie Hunde dressiert und in einer sympathischen Begriffskombination als »Schweinehunde« von jenen benannt wurden, die selbst Bluthunde waren, aber so nicht genannt werden durften. Eine Folge des Patriotismus, der die aufrechten Ebenbilder Gottes abhängig machte von vierfüßigen Geschöpfen, die niemals den Seelenaufschwung besaßen, Heldentum und Kanonenfutter zu bilden und höchstens zur Sanität assentiert werden durften. An der Brust des Invaliden baumelt ein Karl-Truppenkreuz. Am Halse des Hundes hängt eine Marke. Jener mit dem Karl-Truppenkreuz ist ein Leidender. Dieser mit der Marke ist ein Tätiger. Er bewacht das Leid des Invaliden. Er bewahrt ihn vor Schaden. Das

Vaterland und die Mitmenschen konnten ihm nur Schaden zufügen. Diesen hat er es zu verdanken, daß jener ihn bewacht. O, Zeichen der Zeit! Ehemals gab es Schäferhunde, die Schafherden, Kettenhunde, die Häuser bewachten. Heute gibt es Menschenhunde, die Invalide bewachen, Menschenhunde, als Folgeerscheinung der Hundemenschen. Wie eine Vision wirkte auf mich dieses Bild: ein Hund sitzt auf einem Menschen. Ein Mensch ist froh, von diesem Hunde abhängig sein zu können, da er sich erinnert, wie er von anderen abhängig sein mußte. Gibt es Traurigeres, als diesen Anblick, der ein Symbol der Menschheit zu sein scheint? Wir haben es herrlich weit gebracht durch diesen Krieg, in der die Kavallerie abgeschafft wurde, damit Hunde auf Menschen reiten können! …

*Herbst*

Du, der Sommer erstirbt –
Sommerwellen verfluten.
Fülle verdorrt und verdirbt,
Goldne Stunden verbluten.

Wesen aus Gottheit und Schaum,
bist Du mir wieder zerflossen? –
Oh, ich kann es Dir kaum
sagen, wie Alles erschlossen:

Tage voll Wunder und Zier,
wie von tausenden Gralen,
Alle habe ich Dir
Gesammelt in glühenden Schalen.

Tempel aus seidenem Blau,
Nächte in violner Verhüllung, – –
Kommst Du, schimmernde Frau,
Traum mir zu sein und Erfüllung?

Ganz bin ich aufgetan, – –
Daß ich Dein Kommen nicht fehle,
Harre ich, Dich zu empfahn,
Frau mit der silbernen Seele …

## *Das Märchen vom Sophiensaal*

*Wien*, im Oktober 1919

Märchen ereignen sich mitten im Getriebe des Werktages, der grauen Nüchternheit der simplen Ereignisse. Die Geschichte des Sophiensaales könnte auch ganz gut wie ein Märchen beginnen: Es war einmal …

Also: es war einmal ein Festsaal, der war wie ein Gedicht, oder noch besser, der Saal der Säle, der Hohefestsaal. Er strahlte im tausendfältigen Glanze der Lichter und auf seinem Parkettboden wirbelten die zartesten, weißen Halbstiefelchen an zartesten, weißen Damenfüßchen. Es gab keinen vornehmen Ball, der nicht in jenem herrlichsten aller Säle stattgefunden hätte und Prinzen und Fürsten und sonstige Märchen- oder Kinodramenpersönlichkeiten waren seine gewohnten Besucher. Und was das Märchenhafteste war: dieser Festsaal war eigentlich kein Festsaal. Nein! Er war eine Badeanstalt. Eine, zwar nicht ganz einfache, aber immerhin: eine Badeanstalt. Natürlich nur im nüchternen Schein des sommerlichen Alltags. Alljährlich aber kam Prinz Karneval dahergeritten, klopfte mit seinem Glockenstäbchen dreimal an das Tor der Sophiensäle und plötzlich trocknete das Bassin vollkommen aus, wie seinerzeit das selige rote Meer und siehe da: am Grunde des vertrockneten Sees leuchteten und lockten die bestgewichsten Parkettböden. Da ward aus der Badeanstalt plötzlich ein Ballpalast. Die vornehmsten Bälle wurden dort veranstaltet. Das allerfeinste Publikum – es war noch zu jener Zeit, da es ein feines

Publikum gab – bewegte sich in seinen Räumen mit gemessener Grazie und stilvoller Eleganz.

Aber einen Schmerz noch konnte der Ballpalast nicht verwinden: Da gab es einen alten Kaiser namens Franz Joseph, dessen Höflinge behaupteten, der Sophiensaal, der herrlichste aller Ballsäle, der Hohefestsaal, das Gedicht von einem Festsaal, besäße nicht die genügende »Feuersicherheit«. Denn Hofmenschen sind böse Leute und trockene Patrone und haben nichts anderes zu tun, als bei einem Ballpalast nach Feuersicherheit zu fragen. Also ließen sie den alten Kaiser nicht hingehen und der Sophiensaal war sehr traurig über seine Hofunfähigkeit . . .

Dennoch geschah einmal das Wunder und der alte Kaiser kam. Es geschah aus Anlaß der dritten internationalen Kochkunstausstellung. Da war der gute Sophiensaal getröstet und feierte weiter seine heiteren Feste.

Aber da nun einmal das Glück alles Schönen und Guten auf Erden nicht vollkommen sein kann, mußte es sich der Sophiensaal gefallen lassen, daß sich just in seinen Räumen eine tragikomische Geschichte ereignete:

Franz Joseph war wieder einmal in den Sophiensaal gekommen, zu einem Fest, das kaufmännische Kreise veranstaltet hatten. Ein Herr vom Komitee hatte die ebenso ehrenvolle als schwierige Aufgabe, die Anwesenden dem Kaiser vorzustellen. Der gute Mann entledigte sich seiner Arbeit mit so viel Anstand, daß er einem Anstand nicht entgehen konnte. Er stellte nämlich der Reihe nach alle Persönlichkeiten folgendermaßen vor: »Herr Damian Zipfl – Se. Majestät, der Kaiser; Herr Moritz Kohn – Se. Majestät, der Kaiser; Herr Valentin Täuber – Se. Majestät, der Kaiser« und so fort in nicht endenwollender Folge. Aber selbst ein Kaiser kann ungeduldig werden und da Franz Joseph zu jener Zeit noch ein gut Stück Humor gehabt haben dürfte, ließ sich die so oft wiedergekaute Majestät etwa folgender-

maßen vernehmen: »Es wird schon genug sein! Nennen Sie mir nur die Herren. Ich glaube, mich dürften doch die Meisten schon kennen …«

Solche und ähnliche Geschichten erlebte der Sophiensaal in reicher Folge. Bis plötzlich die böse Konkurrenz des Konzerthaussaales auftauchte und den Glanz der Sophiensäle um ein Beträchtliches herabminderte. Als nun aber gar der Krieg ins Land zog, da war es mit aller Pracht vorbei: der Sophiensaal wurde ein simples Rekonvaleszentenheim. In seinen Räumen roch es nach Kampfer und Jodoform und statt der Walzerklänge flatterten irre Seufzer kranker Menschen durch alle Winkel des Palastes …

Nun meldet ein trockener Aktiengesellschaftsbericht: Bei der am 30. v. M. abgehaltenen 78. Generalversammlung unter dem Vorsitze des Präsidenten Oberbaurates Ferdinand Dehm waren 479 Aktien mit 95 Stimmen vertreten. Das Objekt wird im Herbste dieses Jahres seiner alten Bestimmung zugeführt. Der Verlust von 49.971 K 47 h wird auf neue Rechnung vorgetragen.

## *Spaziergang in Schönbrunn*

Ein Schloßhauptmann und ein Zeremoniendirektorstellvertreter und ein Diener mit einer altösterreichischen Amtskappe und ebensolchem, d. h. böhmischen Dialekt sind geblieben. Das sind die Reste des Märchens von Schönbrunn.

Die Bäume fröstelt's im naßkalten Herbstregen. Sie stehen da, wie Menschen, die man im Regen zurückläßt und warten heißt und die sich nicht wegrühren können und patschnaß werden müssen.

Die Zimmer, Kabinete, die Vorzimmer, die Stiegen heißen noch so, wie man's von Zimmern und Stiegen in Märchenbüchern erwartet. Die »Trabantenstube«, das »chinesische

Rundkabinet«, das »Vieux lac-Zimmer«, das »Millionenzimmer«. Und das Imperfektum in den Erklärungen des Dieners und des Schloßhauptmanns: hier pflegte, hier stand … hier starb … dort wurde … Wie seltsam glimmert das Wunder durch die Kruste von Staub und Geschichte! …

Eine Stiege. Steinfliesen, blauer Plafond. Breit, herrisch. Man schämt sich vor dieser Stiege, wie man so dasteht in einem bürgerlichen Winterrock, mit aufgekrempelter und kotbespritzter Hose. Es ist die – »blaue Stiege«. Wohin anders kann sie führen als in die »Trabantenstube«?

Da ist eine braune, zierliche Fußbodentäfelung. Ein falbes Braun, wie das der Lindenblätter im Spätherbst. Soll man darauf treten? Auf die Diele eines echten »Nußbaumzimmers«?

In einem großen, kahlen Zimmer steht ein Schreibtisch am Fenster, ein alter, sehr kleinbürgerlicher Toilettenspiegel drückt sich schüchtern in einen Winkel. Und in der anderen Ecke steht das Bett, das eiserne Bett. Puritanisches Eisen. Hier starb ein alter Kaiser. Deshalb heißt es das »Sterbezimmer«.

Kaiser Karl hat die angrenzenden Appartements neu herrichten lassen. Die Kaiserin Zita sollte dort wohnen. Die Geschichte, die zu machen sie sich einbildeten, ist ihnen zuvorgekommen. Kaiserin Zita hat nie dort gewohnt. Hat nie gewohnt in diesem großen Rosar-Zimmer.

Ein großes Gemälde, die alte Habsburg im Aargau, hängt an der Wand. Bilder des Malers Rosar. Sie sind geschmeichelte Landschaftsporträts. Als hätte der Maler der gnädigen Frau Natur beim Porträtieren zugerufen: Bitte recht freundlich. Und die Natur hätte gelächelt …

Was ist das? Ein Kabinet, wie ein Tempelchen aus dem Osten. So rund, so zierlich, so rund, so wunderbar, wie ein Kapitelchen aus der Geschichte von Li-Hu-Tsang und Tai-Pe-To. Pastellbildchen an den Wänden, wie hingehaucht von

einem fernen, wunderbaren Ostwind, der Teeblüten im Haar trägt und kleine silberne Glöckchen um die Schultern. Das »chinesische Rundkabinet«.

Dort rieche ich den Moder der Jahrhunderte. Ein paar Kapitel der Weltgeschichte liegen aufgerichtet auf dem Bett, auf dem Napoleon schlief, und der Herzog von Reichstadt starb. Der Diener, ein Interpret der Ereignisse, weiß genau das Datum.

Wißt ihr, wie chinesisches Rosenholz ist? Schüchterne Röte kleiner Mädchenbrüste. Es ist eine Farbe, die Duft hat. Dazwischen indische Zeichnungen, wie mit einer Nadel, die man in Farbe getaucht, ausgeführt. Und die Zeichnungen kommen aus Konstantinopel, der Stadt am Goldenen Horn, dorther, wo das Horn am goldensten ist. Über eine Million hat die Kaiserin Maria Theresia dafür ausgegeben, für dieses seltsam-fremde »Millionenzimmer«.

Ein Besen lehnt in einer Ecke und ein »Bartwisch«. Sie repräsentieren die Gegenwart. Sie spielen Realität. »Weißt du«, sagt der »Bartwisch« zum Besen, »oben im zweiten Stock werden hundertsieben Proletarierkinder amerikanisch gespeist!«

## *Das Taftkleid*
## *(Eine ukrainische Geschichte)*

Es war ein herrliches Taftkleid. Schwarz, mit Samteinsatz und Flitterperlen, von einer weichen und schmiegsamen Kühle, wie sie die großen dunklen Blätter tiefroter Spätrosen haben, die im Nachbarsgarten des Kirchendieners Alexei Afinowitsch blühten. Es stand so fest, wie der Erfolg der Wunderkuren des blinden Kobsaren Tiowfej und des Milchzaubers der Hexe Katja, daß zwischen Don und Dnjepr kein zweites Taftkleid dieser Art vorhanden war. Nastja Iwanowa, meine

fürsorgliche Hausfrau, hatte es von ihrem Manne bekommen, dem Sergeanten Nikolaj Iwanow, der es wieder anlässlich eines kleinen Pogroms in dem etwa fünf Werst entfernten Judenstädtchen der reichen Schankwirtin Sonja Israelowitsch geraubt hatte. Nastja Iwanowa, wie schon erwähnt: meine fürsorgliche Hausfrau, war kraft dieses Taftkleides entschieden die vornehmste unter allen Dorfbewohnerinnen.

Jahre waren vergangen; die Kuh des Bauers Kuszpeta war an Magenkrämpfen elend zugrunde gegangen. Alexej Pawlow, der Taugenichts, kehrte aus dem Kiewer Zuchthaus zurück, der Krieg brach aus, Nikolaj Iwanow, der Mann meiner fürsorglichen Hausfrau, ward in den Karpathen vermißt, das Dorf hatte Manniges gelitten, die Landstraße die Eisenhufe der Kavallerie, die benagelten Stiefelsohlen der Sturmtrupps, die zerrissenen und nackten der Kriegsgefangenenzüge, die Räder der Artillerie- und Trainkolonnen an ihrem Leibe zu spüren bekommen. Freundliche und feindliche, preußische, zarische, österreichische Einquartierungen wechselten miteinander ab. Aber in all dem jähen Wechsel der Zeiten und Dinge hatte das Taftkleid seinen Zauber bewahrt, war es allsonntäglich Brennpunkt der Bewunderung und Gegenstand des Neides alter und junger Dorfbewohnerinnen geblieben. Es verlieh seiner Besitzerin Würde und Rückgrat, verschaffte ihr Geltung und Ansehen. Ihre Kuh durfte unbehindert auf nachbarlichen Wiesen grasen, ihr Söhnchen Sascha unverprügelt Äpfel stehlen. Nastja Iwanowa, meine würdige Hausfrau, war eine Persönlichkeit, und ein Stückchen vom Glanz ihres Taftkleides umschimmerte auch mich, ihren harmlosen Mieter und Hausgenossen.

Da kamen die Bolschewiken. Nastja Iwanowa war eine erbitterte Gegnerin jedes Kommunismus. Sie hielt es mit Petljura, dem Kosakenhetman, der die Bolschewiken bekämpfte, und mit seinem Stellvertreter im Dorfe, dem Ataman Nikita Kolohin, der das Dorf befestigt und es zu einem

Stützpunkt ausgebaut hatte. Auf hügeligem Südrand des Dorfes hatte Ataman Nikita sein Hauptquartier aufgeschlagen, auf dem Kirchturm Maschinengewehre zur Abwehr bolschewistischer Flugzeuge aufgestellt und Alarm- und Signalapparate eingerichtet. Wenn die Sirenen in langgedehnten Tönen zu heulen, die Maschinengewehre auf dem Kirchturm zu rattern anfingen, wußte man: die Flieger sind da! Der Bauer Kuszpeta ließ die Sense fallen, mit der er eben das Gras auf seiner Wiese gemäht hatte, lief zu der hohlen Weide, die am Wiesenrand stand und holte aus der Höhlung seinen Schatz hervor, hundert goldene Dukaten in einem großen braun- und blaukarierten Taschentuch. Katja, die Hexe, ergriff ihre alte Katze, die sich gerade am Fensterbrett gesonnt hatte, beim Genick, der blinde Tiowfej brach sein Lied: Pulubyl ja tibia za twoju Krafatu – mitten im Worte »Krafatu« ab, so daß sein Kra– wie ein heiserer Unheilsruf klang, und Alexej Pawlow, der fünf Jahre im Kiewer Zuchthaus gesessen hatte, steckte die Bibel, die ihm der Pope von der Kiewer Strafanstalt mitgegeben, und in der Alexej Pawlow ganze Nächte inbrünstig blätterte, weil er nicht lesen konnte, zu sich. Meine fürsorgliche Wirtin aber, Nastja Iwanowa, griff nach ihrem Taftkleide, das auf einem rostigen Türhaken seinen Ehrenplatz hatte, und schlug es in ein eigens zu diesem Zweck stets bereit gehaltenes großes weißes Packpapier. Alles rannte, jeder mit seinem Schatz, unter den Viadukt, den die Preußen noch im Jahre 1918 mitsamt einer kleinen Lokalbahn am Ausgang des Dorfes angelegt hatten, warteten dort das Tuten der Sirenen, das Knattern der Maschinengewehre, das Rattern der Flugzeuge ab und kehrten dann nach Hause zurück.

Es war Mitternacht, der Mond schien, das Dorf schlief. Nur Alexej Pawlow blätterte in seiner illustrierten Bibel. Da begannen die Sirenen zu pfeifen. Schüchtern erst, schläfrig, daß es tönte, wie das Gähnen meiner fürsorglichen Wirtin

Nastja Iwanowa. Dann immer voller, stärker und schneller. Nastja Iwanowa sprang auf. Ich hörte das Packpapier im Dunkel rauschen, sie packte ihr Taftkleid ein. Die Dorfstraße entlang eilten die Menschen dem Viadukt zu. Nastja Iwanowa mit ihnen. Sie fiel in einen Graben, raffte sich auf und lief weiter. Nach fünf Minuten entdeckte sie, daß sie ihr Taftkleid vermutlich im Straßengraben hatte liegen lassen. Sie eilte zurück, wälzte sich den Graben hinunter. Gott und allen Heiligen Lob! Das Kleid lag da! Nastja Iwanowa rannte, das knisternde Paket fest an die Brüste gedrückt. Außer Atem kam sie am Viadukt an.

Die Nacht war erfüllt mit Geratter und Geknatter. Unter dem Viadukt kauerten die Menschen, sprachen leise mit angstbebenden Stimmen. Einige waren eingeschlafen. Auch Nastja Iwanowa.

Als sie im kühlen Morgengrauen erwachte, war ihr erster Gedanke: das Taftkleid! Aber weh! Heilige Mutter Gottes! Das Paket war weg. Man hatte es gestohlen. Gestohlen das herrliche, einzige Taftkleid, das seinesgleichen suchte zwischen Don und Dnjepr!

Nastja Iwanowa lief, rannte, raste zu Ataman Nikita. Der Soldat Onufrij Romanjuk stand Wache. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und versetzte Nastja einige Kolbenhiebe. »Ich geb dir zwei Rubel«, flehte Nastja. »Zehn will ich, Hundeseel!« bellte der Soldat Onufrij wie ein wütender Dackel mit seiner versoffenen Fistelstimme. »Gut, gut, ja, zehn!« weinte Nastja.

Sie kam vor den Ataman. Sie bat, kniete: »Herr, Herr, mein schönes, herrliches Taftkleid! Man hat es mir gestohlen, heute in der Nacht, unterm Viadukt!«

Der Ataman war ein guter Herr. Er schickte zwei Soldaten aus. Die durchsuchten Haus um Haus und fanden endlich das Taftkleid bei der Katja, der Hexe.

Nastja Iwanowa trocknete rasch ihre Tränen. Beide Hände

streckte sie nach ihrem Schatze aus. Ein Wildbach? Oh, ein Wildbach hätte sich wie eine schleichende Schnecke ausgenommen neben der nach Hause rasenden Nastja. Sie lief zum Tisch, packte aus. Aber, was war das? Ein alter, schmutziger Unterrock lag in dem Papier. Das Taftkleid? Wo war das herrliche Taftkleid?

Es hing am rostigen Haken hinter der Tür. Nastja Iwanowa hatte es in der Nacht verwechselt. Denn habt ihr wirklich geglaubt, Katja, die Hexe, hätte das *Taftkleid* herausgegeben?! …

## *Die Rote Armee*

### Genosse Regimentsarzt

Vor drei Tagen sah ich in Augustowo, wie ein einfacher russischer Soldat einen schlafenden Regimentsarzt weckte. Der Muschik schrie nicht etwa: Euer Gnaden, Infanterist Iwan Iwanowitsch Kolohin bittet sie gehorsamst, aufstehen zu wollen, sondern »Stawaj towarysz!«, was zu deutsch heißt: Steh auf, Genosse!

Und – könnt ihrs glauben? – der Regimentsarzt stand wirklich auf.

Man kann die Rote Armee verstehen, wenn man die Phantasie aufbringt, sich einen Offizier vorzustellen, der nicht weiterschläft, wenn ihm ein Infanterist: Steh auf! sagt. Aber das ist noch immer nicht das Entscheidende. Sondern die Tatsache, daß der also geweckte Offizier auch weiter Offizier bleibt. Denn ich sah, wie der Regimentsarzt sich den Schlaf aus den Augen rieb und dem Muschik befahl: »Pajdjom!« – und wie dann der Regimentsarzt voranging, der Muschik ihm folgte, hinter ihm »in Haltung«. Nicht ausgerechnet drei Schritte Distanz, sondern vielleicht nur anderthalb. Denn es war ein Soldat der Roten Armee.

Offiziere und Soldaten speisen in einer gemeinsamen Messe. Aber die militärische Form ist da. Die Rote Armee ist nicht gedrillt, aber diszipliniert. Sie wird gewiß nicht schikaniert, aber ausgebildet. Die Russen werfen nicht mit Pflastersteinen, sondern schießen. Ihre Karabiner sind von neunziger Konstruktion. Einige österreichische Mannlicher-Gewehre, Modell 95 sah ich auch.

### Die Gliederung der Sowjet-Armee

Die Sowjettruppen sind in Divisionen, Brigaden, Regimenter, Kompagnien und Sotnien geteilt, und nicht in Räuberbanden. Ihr Dienstreglement ist wahrscheinlich ein bißchen zusammengestrichen, aber es ist da. Die Russen marschieren, und wahrscheinlich können sie sogar Parade marschieren, kurz, die Rote Armee ist keine Freibeuterschar, sondern eine Armee. Eine antimilitaristische Armee! O Witz der Weltgeschichte! Kreuzritter des zwanzigsten Jahrhunderts. Kreuzritter des Sozialismus.

### Die Ausrüstung der Freiwilligen

Von vielen Seiten hört man, die Bolschewiken, die sich in der Nähe Ostpreußens zeigen, wären schlecht ausgerüstet. Das stimmt nicht. Es ist Täuschung. Die Bekleidung der Truppen nämlich, die jetzt Polen besetzen, ist nur nicht einheitlich. Es sind wie gesagt, Freiwilligenregimenter. Sie kämpfen in denselben Uniformen, in denen sie eingerückt sind. Ich sah nur wenige Kavalleriepatrouillen in einheitlicher Uniform. Zumeist ist die Einheitlichkeit der Uniformierung vom Offizier abhängig. Es gibt Offiziere, die sich aus einem militärischen Stilgefühl heraus für die Uniformierung ihrer Truppen besonders interessieren. Das sind zumeist sehr bezeichnenderweise deutsche Offiziere und Unteroffiziere.

Man macht sich kaum eine Vorstellung davon, wieviel Deutsche in der russischen Armee sind. Die Distinktion der Offiziere ist, wenigstens bei der Kavallerie, meist irgendwo an der Bluse eine Schleife, in vielen Fällen sind Offiziere von der Mannschaft überhaupt nicht zu unterscheiden.

## Zahlungsmittel

Die Russen zahlen mit Sowjetgeld und mit litauischem. Das Infanterie-Regiment 101, das ich in Augustowo sah, hatte sehr viel litauisches Papiergeld. Die Sowjettruppen finden alles furchtbar billig in Polen. Ich sah, wie ein Infanterist ein Pfund Bonbons in einem Judenladen kaufte. Er gab fünfhundert Rubel dafür. Als ihm der Jude herausgeben wollte, winkte der Soldat ab.

Die Folge dieser Überschwemmung mit Sowjetrubeln ist natürlich ein rapides Steigen der Preise. In sämtlichen besetzten Gebieten sind die Preise über Nacht um fünfundzwanzig Prozent gestiegen. Die Kaufleute von Suwalki und Augustowo fangen schon jetzt an, Waren ins Innere von Rußland zu schaffen. Das ist leicht. Man fährt innerhalb des Sowjetgebiets mit einer Legitimation der Heimatsgemeinde oder überhaupt ohne Papier. So hat sich die Welt geändert. Der Paß, ehemals eine russische Spezialität, ist ein Reise- und Kulturdokument des »freien Westens« geworden.

## Das Kulturniveau

Im allgemeinen ist das geistige Niveau des russischen Soldaten dasselbe geblieben, nur das moralische hat sich gehoben. Ich sprach mit mehreren Kosaken, die von Lenin nichts wußten. Dagegen ist Trotzki geradezu eine legendäre Persönlichkeit im russischen Heere. »Trotzki«, sagte mir einer, »ist der größte Mann der Welt. Wenn er spricht, kann er

alles von den Soldaten haben. Er spricht so laut, daß ihn zwei Regimenter, in weitem Karree aufgestellt, hören können. Trotzki ist größer als der Zar.«

Zeitungen sind bei keinem russischen Soldaten vorzufinden. Von Zeit zu Zeit bekommen sie umsonst das sozialistische offizielle Blatt zugesendet. Heeresberichte werden vom Kommandanten beim Appell verlesen. Politische Vorträge halten Studenten, Schriftsteller, Künstler, die eigens zu diesem Zwecke die Truppen besuchen. Schreiben und lesen können immer noch die wenigsten Soldaten. Es wird politisiert. In den Schänken, wo allerdings kein Schnaps verabreicht wird, sitzen die Muschiks herum und lassen sich, gewöhnlich von einem jüdischen Kameraden, vorlesen.

## Die Freiwilligenmeldungen

Man macht sich kaum einen Begriff davon, wie viele junge Leute sich freiwillig zur Roten Armee melden. Und das sind nicht nur Polen, Deserteure, die vorher geflüchtet waren und jetzt zurückkehren, sondern Deutsche und zwar deutsche Arbeiter aus dem Rheinland. Mit jedem Schiff, das von Swinemünde nach Königsberg fährt, kommen ungefähr zwanzig rheinländische Arbeiter, die sich der Roten Armee zur Verfügung stellen wollen. Sie haben selten Glück. Sie sind ungeschickt genug, mit vorschriftsmäßig visierten Pässen über die Grenze kommen zu wollen, da aber die Interalliierte Kommission im Verein mit der deutschen Behörde überhaupt jeden Grenzverkehr verbietet, ist ein Überschreiten der Grenze nur auf Schleichwegen möglich. Die deutsche Postenkette an der Grenze ist sehr dicht, aber die polnischen Deserteure, die nach Rußland hinüberwollen, sind auf einen Trick gekommen. Sie lassen sich von jemandem begleiten, der im Lande bleiben will. Und während sie die Flucht wagen, stellt sich der simulierende Flüchtling hart an

der Grenze auf und läßt sich von den Wachtposten so lange beobachten, bis er annehmen kann, daß sein Kamerad glücklich drüben ist.

## *Herbst in Berlin*

Morgenstunden, von Trübsalglasur sanft überhauchte, schaukeln, Frühwind geschwellt, pausbackig durch die Stadt. Von Pflichtweckergeklingel aus weicher Bettheimlichkeit geschrillt, klettert der Mensch, Herr der Schöpfung, verspätet an frommen Morgensprüchleinsprossen empor zu Wachheit und Waschbecken.

Hausverwalterbesen wischen Gewesenes und Gestern und welkes Laub aus der Pflastersteine Angesicht.

Straßenbahnen schlottern, von der Insassen Tatendrang getrieben, stromsparend Schienen entlang dem Segen der Arbeit zu. Und Kinder, mit Bravheit und Schulmappen versehen, Morgenkakaogeschmack in den Mündern, wiederkauen eiligst deutsche Dichter. Andre wirbeln aus nächtlicher Lauheit, blättergleich, von Hungerwind geschüttelt, in den Maschinen-Behälter Welt. Indes, kaum gesehen und nichtsdestoweniger, eine Sonne über marineblaue Himmel schlendert, sorglos, als wären Bürostühle, Treibriemen und Kultur unbekannt auf Erden.

*

Bei Herbstmittagssonnenstrahl häuten sich die Litfaßsäulen neu mit Offenbarungen profitsuchender Lebensfreude, die verführerisch noch nach frischdünstendem Klebekleister duftet. Aus den Dielen der Erde sprießt die Ernte der Saison. Damenhüte erblühen auf Kleiderstengeln in den Schaufenscheibengärten von Wertheim und Tietz.

Sonnensatte kehren heim zu Perserteppich und Premiere.

Und schon klimmt der Spielplan aus sommerlichen Possenniederungen olympische Höhen hinan. Große Filmereignisse werfen ihre Schatten auf die Leinwand.

Nächte sind passantenbelebt und von frisch errungener Amüsierfreude durchpulst. In den großen Schauspielhäusern der Welt gibt man das Spiel vom Leben des reichen Mannes.

*

Aber im Tiergarten ist Herbst. Alleen wandeln trauerbunt durch die Welt. Herbst ist im Tiergarten.

## *Von Rittern und Rossen*

»Tattersall«, der Name ist nicht eigens erfunden worden für die Institution, sondern sie ist die Erfindung eines Mannes, der »Tattersall« hieß. Wer so heißt, muß ein Traber sein. Man hat nicht einen Namen, der aus Pferdehufgetrappel besteht, und ist dabei doppelter Buchhalter oder Oberlehrer. Der Mann lebte im 18. Jahrhundert, war Engländer, Traber und gründete 1777 in *London* den ersten »Tattersall«, eine Anstalt zur Wartung und Aufzucht der Pferde. Die nahen Beziehungen, die seit jeher zwischen Pferden und der vornehmen Welt bestanden haben, verursachten es, daß die englischen Adeligen den Tattersall zu einem Zusammenkunftsort erhoben, einer Art Klub. So bildete sich mit der Zeit jener Tattersall heraus, wie wir ihn kennen. Seit einigen Jahrzehnten schon werden in den europäischen Tattersalls nicht nur Pferde gezüchtet und gewartet, sondern auch Reiter.

Im Tattersall riecht es nach Pferdemist, Parfüm und Leder. Es ist knallendes Aroma. Damoklespeitschen hängen sozusagen in der Luft. So riecht es auf Junkergütern, in Kasernenhöfen und in den Romanen der Natalie von Eschstruth.

Stroh und Häcksel auf dem Boden im Umkreis. Im Hof ist die Erde lockerer. Hufdressierter Sand, wie auf dem Rennplatz. Unten ist Garderoberaum. Aus Seitengängen hört man Pferdewiehern, Hufescharren. »Tattersall, Tattersall« scharren die Hufe.

Drinnen reitet man. Zwanzig Mark die Stunde ist in den meisten Tattersalls der übliche Preis. Allerdings kann man unter Musikbegleitung reiten, oder ohne. Das musikalische Reiten ist nicht nur gesund, sondern auch festlich. Die Reiter sind durch besondere Unternehmungslust gedopt und die Pferde dreßgestriegelt. Die Herren haben geblähte Nüstern und die Damen tragen schwarze und blonde Mähnen praktisch unter steifen Männerhüten, die wie Feuerwehrhelme um das Gesicht geschnallt sind. Die Rosse bemühen sich, möglichst geräuschlos aufzutreten, und machen den Eindruck, als hätten sie sich Gummiabsätze unter die Hufe nageln lassen. Sie traben immer im Kreis, immer im Kreis, es sieht aus, wie ein lebendig gewordenes Karussell. Die Pferde halten gleichen Schritt und achten gegenseitig darauf. Wenn ein Pferd, Gott behüte! den Schritt wechselt, ist es gesellschaftlich blamiert, und das ist bei Pferden schrecklich.

Die Musik ist dünn, es ist die Ballmusik der Pferde, sie hört sich an, als bestünde sie aus Blech und Glas. Die Melodien sind die alten Schlager, bei den Rossen sehr beliebt. Nicht die neuesten Dielen-Foxtrotts, denn die Pferde fühlen aristokratisch, haben eine durchaus reaktionäre Weltanschauung und verachten die Schiebe- und Schiebertänze. Es sind ewig die gleichen Melodien. Das Flügelhorn prustet ernste Lagen, die jüngste Trompete schlägt eine steife, gefrorene Kapriole, da fährt ihr eine alte Baßtrompete rügend dazwischen, und aus ist's.

Plötzlich kippt die Melodie um, die Reiter setzen feierliche Mienen auf, man könnte meinen, jetzt habe sich eine

gründliche Wandlung in ihrer Seele vollzogen, und wirklich! Siehe da: die Pferde wechseln den Schritt. Links, rechts, links, rechts. Oder gar, sie machen alle kehrt und spielen umgekehrtes Karussell.

Dann schlägt die Musik einen wütenden Galopp an, und Roß und Reiter schnauben, machen Windsbraut, spielen Elemente, die steifen Feuerwehrhelme der Damen verschieben sich ein bißchen, der Herren Nüstern sprühen Funken, der Sand spritzt auf in feinen Staubwölkchen, man zittert um das Monokel und versucht dennoch zu beweisen, daß man – oho! – mit Monokel galoppieren kann, es sind schreckliche fünf Minuten, hilf, lieber Gott, bis die Musik ein Einsehen hat und stillehält, und die Pferde langsamer atmen und die Reiter verschnaufen.

Hinter der Barriere, auf einer Art Estrade, sitzen die Familien und freuen sich, wie gut Emma und Kurt »sich halten«. An der Barriere mit dem Pferd stehenzubleiben und der Tante Minne einen Gruß zuzurufen, die hinten Tee schlürft und Kuchenreste sorgfältig mit dem Teelöffel sammelt, ist verboten, aber geduldet. Man hält sehr gerne ein Weilchen im Reiten inne und zeigt sich seinen Erziehern: seht ihr, wie gut das Geld angelegt war?

Oh, Reiten ist eine vornehme Angelegenheit! Deshalb hat sich ihrer der neue Adel bemächtigt. Sie sitzen heute schon auf stolzen Rossen, die gestern noch, um nicht durch die Brust geschossen zu werden, Armeelieferanten waren. In einem Berliner Tattersall zeigte man mir einen Delikatessenhändler, der mit keinen anderen Tieren je etwas zu tun gehabt hatte, als mit geräucherten Heringen. Heute hat er zwei Rappen im Stall, und er reitet im Tattersall musikalisch im Dreß, mit französischen Reithandschuhen, die er sich eigens aus Paris kommen ließ.

Auch kleine Landwirte kommen nach Berlin an bestimmten Tagen, um sich hier zur Vornehmheit emporzureiten.

Sie haben Reitvereine gegründet und arrangieren sich Galoppaden in Berlin. Sie sitzen zwar nicht schlecht auf den Pferden, aber sie benehmen sich etwas ungetüncht. Das heißt, sagte mir ein Stallmeister, sie geben zu wenig oder zu viel Trinkgeld. Und daran erkennt man die Menschen und die Reiter …

## *Der Stuhl meines Schneiders*

In der Bellermannstraße 17 im Hofparterre nistet der Schneider O. mit Frau und Kind. Aber eigentlich ist nicht der Schneider O. Wohnungsinhaber, sondern der Stuhl. Man könnte vielleicht sagen, das Bett sei Mieter. Nein, der Stuhl ist es. Denn das Bett hatte O. von Anbeginn. Mit dem Bett begann es überhaupt. O. heiratete vor anderthalb Jahren. Dazu mußte er unbedingt ein Bett haben. Und anderthalb Jahre dauerte es, da war O. schließlich so weit, daß er sich einen Stuhl kaufen konnte. Und nun ist der Stuhl der eigentliche Herr in Zimmer und Küche. Der Stuhl steht im Zimmer in der Ecke und wartet. Nur Gästen des O. gewährt er Platz, indes O., das Zentimetermaß um den Hals, eine Stecknadel zwischen den Lippen und die Kreide in der Linken, die Maße notiert. Wenn der Gast fort ist, geht der Stuhl in seine Ecke zurück. Bei besonderen Anlässen sitzt O. selbst auf dem Stuhl. Dann ist er sehr feierlich.

Schneider O. wohnte zunächst in einer Küche, nur in einer Küche. Jetzt hat er Zimmer und Küche, eine Wiege, ein Kind, einen Eimer, einen Tisch, ein Bett, und alles das beherrscht der Stuhl. Die Wohnung kostet siebenundzwanzig Mark im Monat.

Einen Anzug näht O. für zweihundertunddreißig Mark fertig. Das ist billig. Aber es kommen verhältnismäßig Wenige, um sich Anzüge machen zu lassen. Wenn O. Geld

hätte, in der Zeitung zu inserieren, kämen vielleicht mehr. Denn nun hat O. einen Stuhl und die Gäste können sich sogar setzen. Anderthalb Jahre mußten die Gäste stehen. Ich saß auf dem Stuhl. Meister O. saß auf dem Bett. Das Kind lag in der Wiege. Die Frau arbeitete in der Küche. Die Wohnung sieht aus wie kahlgeschoren. Sie riecht nach nichts. Es gibt noch ganz andere Wohnungen, die nach nichts riechen, aber sie sind nur elend. Diese hier ist grausam. Und Wohnungsinhaber ist der Stuhl. Anderthalb Jahre hat alles auf ihn gewartet: der Schneider, der Kübel, das Bett, die Wiege. Es ist ein ganz gewöhnlicher hölzerner Stuhl. Aber es ist *der* Stuhl. Und nun weiß ich auch, warum die Wohnung so grausam ist: weil ein Gegenstand sie bewohnt und der Mensch, der auch da ist, ein Gebrauchsgegenstand ist. Als wäre der Mensch ein Stuhl. Er ist aber nur ein Schneider, der Hunger hat. Dennoch bekommt seine Frau in der nächsten Zeit noch ein Kind. Und da wird für den Schneider vielleicht der Anlaß gegeben sein, sich auf den Stuhl zu setzen.

## *Cochinchina*

In Cochinchina sieht man sehr viel Maulbeerbäume. Außerdem Tabakfelder. Auf den Tabakfeldern wächst nicht nur Tabak, sondern auch malayische Weiblichkeit. Es gibt kein Tabakfeld in Cochinchina, auf dem nicht mindestens drei malayische Frauenspersonen, wie aus dem Boden gesprossen knien würden. Die malayischen Frauengesichter sehen großen Tabakblättern ähnlich, in die die Cochinchinaer Spitzbuben Augen, Nase und Mund geschnitten haben.

Die Chinesen in Cochinchina tragen Zöpfe. Nur die chinesischen Missionäre tragen statt des Zopfes ein Kreuz: Auf der Brust. Sie sehen aus – nun, wie verkleidete Chinesen.

In dem Städtchen Cholon ist eine Schule. Eine ältliche Europäerin unterrichtet kleine Annamiten und Kambodschaner, Knaben und Mädchen. Die Kinder sitzen auf dem Steinboden mit gekreuzten Beinen und halten die Schiefertafel auf den Knien. Sie schreiben unermüdlich: a, e, i. Das nennt man: Kultur ins Land tragen. Ehe die alte Jungfer ins Land kam mit ihren Griffeln und Schiefertafeln hingen die braunen Kinder wie Affen an den Zweigen der Gummiguttbäume. Sie wuchsen wie Panther und Schleichkatzen. Jetzt lernen sie: a, e, i. Später Zinsen- und Prozentrechnung. Dann ist Kultur im Land.

Es ist immer sehr viel Sonne in Cochinchina. Das Sonnengold ist flüssig wie schmelzender Goldlack. Land, Menschen, Bäume, Häuser sind mit Sonne lackiert.

*

Ich weiß das alles noch ganz genau, obgleich es schon recht lange her ist, seitdem ich in Cochinchina war. Ich war damals noch ein ganz kleiner Junge und ging in die Schule. Eines Tages sagte der Lehrer: »Heute nachmittag um 3 Uhr kommt ihr alle her. Jeder bringt zehn Pfennig mit!«

»Herr Lehrer«, piepste jemand, »ich habe keine zehn Pfennig!«

»Na, komm nur!« sagte der Herr Lehrer, und hatte ein Gesicht dabei wie ein Kaiser, der soeben eine Amnestie erlassen hat.

Am Nachmittag um 3 Uhr gingen wir nach Cochinchina. Cochinchina ist mitten in der Stadt. Über dem Hauseingang hing eine rotweiße Fahne. Das Fahnentuch wehte über einem Blechschild, auf dem in weißen Buchstaben »Weltpanorama« schimmerte.

Cochinchina liegt in einem runden Kasten mit vielen Gucklöchern. Wir mußten alle auf die Stühle steigen, um Cochinchina zu sehen. Nach jedem Bild gurgelte der Kasten

mit leise plätscherndem Klang, dann räusperte er sich und spuckte ein neues Bild aus.

Es war wundervoll in Cochinchina.

Vorgestern sah ich »Cochinchina« im »Weltpanorama« angekündigt. Aber, als ich hinkam, gab man die »Dolomiten«.

Ein älteres Ehepaar blickte inbrünstig durch die Gläser. Sie flüsterte: »Du, weißt Du noch?« Sie machten ihre Hochzeitsreise noch einmal durch. Sie sahen König Laurins Rosen und die Toblacher Hütte und die Schwebebahn. Nur als das Hotel kam, schwiegen sie. Sie waren noch einmal in ihrem Cochinchina.

Es ist immer noch derselbe Kasten. Er gurgelt, räuspert sich und spuckt Bilder. Nur, daß ich heute nicht mehr auf den Stuhl zu steigen brauche, sondern sitzen bleiben kann. Und es sind die Dolomiten.

## *Der Wochenmarkt der Modelle*

Aula der Akademie der bildenden Künste. Eine Vormittagsstunde. Madame Dubarry, Napoleon, ein Bettler, Venus Anadyomene, Tannhäuser, Herakles, der griechische Jüngling, das Mädchen vom Lande, der Frühling, und überhaupt Themen für Maler. Kosten fünf Mark die Stunde, sind hier abzuholen. Modellbörse.

Einmal wöchentlich zwischen Zwölf und Eins kommen die Modelle Berlins in der Aula zusammen, um sich anzubieten. Sie sind ausgestellt, wie Puppen in einem Laden. Jedes Gebrechen ist hier Vorzug. Der Bucklige freut sich seines Buckels. Jede Tugend ist hier doppelte Tugend. Die Gutgewachsene freut sich ihres Wuchses. Die Häßliche muß ausgesprochen häßlich sein. Objekte der künstlerischen Darstellung müssen alle Merkzeichen des Typischen besitzen,

um symbolisch zu wirken. Die Hökerin muß Hökerin sein, doppelt unterstrichen. Eines jeden Eigenschaften müssen so aussehen, als schaute man sie durch ein Vergrößerungsglas. Ein Bettler soll das Bettlertum der Welt verkörpern. Sonst ist er keiner. Es genügt nicht, daß er Lumpen trägt. Er muß zum Lumpentragen *geboren* sein. Dann ist er »Modell«.

Also kommen hier alle Gegensätze zusammen und alle »Charakteristischen«. Junge Mädchen in der Mehrzahl. Denn, man muß nichts gelernt haben zum Modellstehen. Man muß nur aussehen. Die persönliche Erscheinung als Beruf.

Alle, die noch nicht gefrühstückt haben und nicht wissen, ob sie zu Mittag essen werden, kommen hierher. Maler haben gute Herzen. Sie bezahlen nicht nur, sie geben auch zu essen. Man muß nur Glück haben.

Es sind viele darunter, die das Sich-Anbieten verstehen. Sie sind schon lange Modelle. Sie haben ein halbes Leben »gestanden« und »gesessen«. Es sind namenlos Berühmte darunter. Ihre Porträts hängen in den größten Museen der Welt, zwischen kostbarsten Sammlungen. Ihre Körper sind verewigt, werden von Kennern mit zugekniffenen Augen bestaunt. Die Originale selbst stehen immer noch in der Aula. Sind im Wert nicht gestiegen, sondern eher gefallen.

Seit einiger Zeit ist Lohnbewegung unter den Modellen. Sie organisieren sich zu einer Art freier Gewerkschaft. Sie wollen mehr Geld für die Stunde. Eine Zeitlang haben sie gestreikt. Einen Mindestpreis fürs Modellstehen haben sie noch nicht erreicht.

Sie stehen da, willenlos, ergeben und warten. Maler kommen und prüfen. Ihre Augen dringen geübt durch Mantel, Rock, Bluse, tasten Brüste, Arme, Schenkel ab. Es ist Menschenjahrmarkt.

Am interessantesten sind die Männer. Jeder einzelne ist Typus. Repräsentant eines Menschenschlages, einer Klasse, eines Berufes.

Da ist ein alter, würdiger Herr mit Backenbart. Er kennt alle Kunstrichtungen. Die alten, die neuen, die zukünftigen. Er ist sein Leben lang herrschaftlicher Diener. Das heißt, er ist eigentlich nie Herrschaftsdiener gewesen. Aber in seinem zweiten Leben ist er Herrschaftsdiener. Er ist dreiundzwanzigmal als Herrschaftsdiener porträtiert worden. Er ist nie im wirklichen Leben in einem Grafenschloß gewesen. Er war in seiner Jugend Kulissenschieber.

Da ist Napoleon. Er war vierzehnmal Napoleon. Davon viermal nach der Schlacht bei Moskau. Er steckt mitten in einem großen Deckengemälde eines herzoglich anhaltinischen Schlosses. Von Beruf war er Privatbeamter. Er versteht nichts von Schlachten. Er hat einmal bei den Pionieren gedient. Er weiß, was ein Ponton ist. Er ist dennoch Napoleon. Sechsmal auf Elba. Zweimal auf St. Helena. Er hat Napoleons Leben auswendig gelernt. Er weiß sämtliche Napoleonanekdoten. Er hat sich über seine eigene Biographie ordentlich informiert.

In der Nähe der Akademie, in einem kleinen Gasthaus in der Goethestraße, kommen die Modelle am Nachmittag zusammen. Auch von hier aus werden sie von Malern geholt. Hier erledigen sie Standesfragen.

Seitdem die Filmindustrie ins Ungeheure wächst, haben die Modelle reichlich Nebenbeschäftigung als Statisten. Da bekommt man fünfzig Mark für den Tag, aber es ist eben ein ganzer Tag, und es ist doch nicht dasselbe. Es ist nicht die richtige hohe Kunst.

Dennoch wandern die Jungen alle ab. Nur die Alten bleiben dem Modellstehen treu.

Ein Berliner Dienstmann in Pension, schon an die Sechzig, ist einmal als der Seher Kalchas zu einem großen Wandgemälde im Hause eines Berliner Bankiers verwendet worden. Seitdem ist er Kalchas. Manchmal läßt er sich herbei auch einen Bettlertyp abzugeben. In der Hauptsache ist er

Kalchas, der Seher, und das ist sein wichtigstes Erlebnis. Er feierte vor einem Jahre sein zwölfjähriges Kalchasjubiläum, und die Kollegen veranstalteten ihm zu Ehren ein bescheidenes Fest.

Er hatte häufig Gelegenheit, im Film zu statieren, aber er tuts nicht um ein Königreich. Er verachtet den Film.

Er kommt jede Woche, stellt sich an eine Säule und wartet. Kein Maler hat für ihn Verwendung. Aber er geht nicht zum Film. Er ist eine Schöpfung Homers. Er ist eben Kalchas, der Seher.

## *Erwerbsloses Volk*

Im Museum für deutsche Volkskunde in der Klosterstraße traf ich die Erwerbslosen. Zwölf im ganzen. Zwölf Erwerbslose im Museum für deutsche Volkskunde sind mehr, als hundert Professoren an der Akademie der Wissenschaften. Zwölf Erwerbslose sind zehntausend, hunderttausend, Millionen, sind das ganze deutsche Volk. Gestern sah ich das ganze besiegte deutsche Volk siegreich im Museum für deutsche Volkskunde.

Seit ungefähr zwei Monaten finden Führungen Erwerbsloser durch die Museen und Galerien Berlins statt. Arbeitslose, die nicht wissen, wovon sie in der nächsten Woche ihre Frau, ihre Kinder, sich selbst ernähren werden, suchen einen Vormittag lang nicht nach Beschäftigung, wie sonst alle Vormittage. Sie kommen ins Museum, zeigen ihre Erwerbslosenkarte vor, und, wenn zehn beisammen sind, fängt das Studium an. Ein Doktor, ein Professor, ein Kunsthistoriker führt und erläutert. Zwölf, zehn, vierzehn Erwerbslose folgen, lauschen, lernen. Ein boshaftes Schicksal kann es zustande bringen, daß dem einen oder dem andern von den Zwölf just an dem Vormittag, an dem er schlesische Spinnrocken aus dem

siebzehnten Jahrhundert studiert, eine gutbezahlte Stellung verloren geht. Er aber studiert schlesische Spinnrocken …

In der Nähe der Klosterstraße ist die alte Kirche mit dem wunderbaren Glockenklang. Die Erwerbenden, die durch die Klosterstraße hasten, hören die wunderbaren Glocken nicht und sehen die zwölf Erwerbslosen nicht. Sie haben keine Zeit. Die Erwerbslosen aber haben keine Arbeit. Sie haben Zeit.

Es sind zwei Weißhaarige unter den studierenden Erwerbslosen, Setzer oder so. Die legen umständlich ihre Brillen an. Die übrigen sind jünger. Satt sieht keiner aus. In diesen dünnen Paletots friert man sicherlich draußen. Das Museum ist geheizt.

Da der Herr Führer kommt – er hat einen graumelierten Bart und Brillengläser, und er sieht sehr museal aus in seinem sympathisch-altmodischen Cutaway, als käme er soeben aus irgendeinem der alten Museumsschränke – greifen zwei, drei Hände zögernd zu den Hüten, und einer grüßt, und es ist wie ein Wieder-jung-werden und Schulknabe-sein.

Das Museum für deutsche Volkskunde ist sonst leer. Wer kümmert sich um Museen? Wenn man einen Erwerb hat?

Der Führer spricht von den Unterschieden nieder- und oberdeutscher Wohnkultur. Einer der Erwerbslosen weiß etwas. Er hat auf seiner Reise durch den Norden Deutschlands diese und jene Beobachtung gemacht. Er freut sich, sie mitteilen zu können. Er erzählt, wie ein Schüler, der froh ist, im geeigneten Augenblick etwas unbedingt Wichtiges zu wissen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn jetzt der Herr Führer sein Klassenbuch hervorzöge: Brav, Schulze, sehr brav!

Und die andern neiden ein wenig dem Mann sein Wissen.

Spanische Küste. Fischerkneipe. Im Sommer, wenn die Fischer ihre Kähne dichtmachen und sich zum Langostasfang rüsten, wird viel gesoffen und geliebt. Die Langostas sind Heuschreckenkrebse, keine Fische. Man kann an ihnen nicht reich werden. Man kann ein paar Pesetas verdienen, um über den Winter auszukommen.

Die Kneipe, das Ufer, die ganze Welt riecht nach Teer und Pech. Die Fischer rauchen dazu, und das stinkt nicht minder. Vielleicht ist manchmal auch Musik. Mit Kastagnetten, Tarantella. Wie der spanische Scirocs, den man »Solano« nennt. Ehe sie den Segura, den Jucar, den Guadalviar hinauffahren, hinunterfahren, wollen sie noch einmal tanzen sehen, die Fischer. Die Tochter des Wirtes tanzt ihnen vor. Sie kann tanzen. Alle Spanierinnen können, glaub' ich, tanzen. In einem Land, in dem die Gärten »Huertas« heißen, sind alle Frauen geborene Tänzerinnen.

Die Wirtstochter ist arm, sie trägt einen zerschlissenen Rock. Man sieht ihre Haut leuchten. Weil das Leben ein Film ist und der liebe Gott Regisseur, kommt der mächtig reiche deutsche Zigarrenfabrikant in jenes Fischerdorf und just in jene Kneipe. Und just ist Musik. Mit Kastagnetten, Tarantella. Und just tanzt die Wirtstochter.

In Deutschland heißen die »Huertas« nur Gärten, und die Frauen, die in den Bars tanzen, sind nackt oder kostbar angezogen und tragen kein zerschlissenes Kostüm. Auch riecht es nach »Moschus«, »Diva«, »Venusträne«, Puder, nicht nach Teer und Pech. Diese Filmregie ist zu verführerisch in Spanien. Dem kinologischen Weltgesetz zufolge verliebt sich der mächtig reiche Fabrikant in die tanzende Spanierin und nimmt sie nach Deutschland mit und »zeigt ihr die Welt«, und sie heißt »die spanische Tänzerin«.

Und er heiratet sie, heißt es.

Nun darf sie kostspielige Launen haben. Sie läßt sich einen spanischen Tänzer nach Berlin kommen. Er wird ihr Partner. »Das spanische Tänzerpaar.« Kastagnetten, Tarantella.

Dieser spanische Tänzer bringt einen Solanohauch mit und ein bißchen Parfüm aus den heimatlichen Huertas. Er spielt mit Leidenschaft. Seine Tanzpartnerin spielt mit. So nebenbei ereignet sich ein wenig Weltgeschichte. In Berlin ist Revolution. Alle Menschen spielen, auch wenn sie nicht Spanier sind. Die Spanier erst recht.

Die spanische Tänzerin – sie heißt Malvina Biviand – wird berühmt. Nicht auf der Bühne, sondern im Klub. In vielen Klubs. In den vornehmen. Sie gewinnt und verliert Tausende, Hunderttausende. Spanier gewinnen und verlieren immer viel.

Neue Männer treten auf: ein rumänischer Doktor, ein ukrainischer Diplomat. In einem Spielsalon, dessen Besitzer ein Falschspieler ist, verliert die Biviand mit einem Mal sechshunderttausend Mark. Sie versetzt ihren Schmuck.

Sie ist egoistisch, weiblich-hysterisch, mondän, gebieterisch, wild, vielleicht brutal unter Umständen. Jedenfalls elementar. Obwohl sie die europäische Salonphraseologie aller Kultursprachen beherrscht. Das kinologische Weltgesetz schreibt ihr »Seele mit Kastagnetten« vor. Sie darf den Operettenglauben einer zivilisierten Berliner Menschheit nicht enttäuschen. Sie muß »Affären« haben, Bogenlampenglorie, Kulissenhintergrund. Die Welt ist wirklich aus Pappendeckel: Ein Spielerskandal folgt dem anderen. Die Kriminalpolizei tut dem Filmregisseur den Gefallen und greift ein. Nach einer durchspielten Nacht. In einem berühmtberüchtigten Spielsalon in der Wilhelmstraße.

Eine Biviand darf sich nicht banal verhaften lassen. Es muß Steigerung, Höhepunkt, Niedergang, Überraschung sein. Eine Berliner Spielklubbesitzerin aus Pankow kann ohne

weiteres vor die Richter kommen. Die spanische Tänzerin muß »verschwinden«.

Sie verschwindet. Taucht im Sommer plötzlich in Marienbad auf. Wo es »international« ist. Sie spielt. Sie spielt gegen das Gesetz. Gegen die Gesellschaftsordnung. Sie wird verhaftet. Endlich.

Malvina Biviand darf nicht in der Untersuchungshaft vor Aufregung krank werden und zum Beispiel sterben. Vielleicht möchte sie sterben. Oder wieder ein kleines Fischermädchen sein und in der Kneipe tanzen, wo es nach Teer und Pech riecht. Aber sie darf die Welt nicht enttäuschen. Sie wird frei. Sie »verschwindet«.

Vorgestern spielte sie im Kasino in Meran. Sie verliert hundertsechzigtausend Lire. In der Meraner Kurhausbar sprudelt Sekt aus geheimen Springbrunnen in dünngeschliffene Gläser.

Vor Malvina Biviand steht ein halbgeleertes Sektglas. Sie hat – offenbar in einer goldenen Kapsel – Cyankali, Friedenscyankali. Sicher. Sofort wirkend. Sie schüttet Cyankali in das halbgefüllte Sektglas. Keiner hat's gesehen.

Sie trinkt und stirbt. Unter Kastagnettengeklapper tanzt ihre Seele ins Jenseits.

## *Polizeibericht*

Vorgestern starb im Wartesaal vierter Klasse des Schlesischen Bahnhofes der zweiundvierzig Jahre alte ukrainische Bauer Olexa Solonenko. Ein Paket Briefe aus der Heimat, einen Paß mit zweiunddreißig Sichtvermerken und Stempeln und eine Halskette aus amerikanischem Doublegold fand bei ihm die Polizei. Aus den Papieren des Toten – so berichtete sie – geht hervor, daß Olexa Solonenko nach zweiundzwanzigjährigem Aufenthalt in Brasilien

in seine ukrainische Heimat, nach Ostgalizien, zurückkehren wollte.

Dieser Bericht aber ist unvollkommen. Ich möchte ihn ergänzen:

*

Olexa Solonenkos Dorf ist eine Straße mit sechsundsiebenzig Hütten und einer Dorfkapelle, die wie Spielzeug aus der Knabenzeit eines Heiligen aussieht. Hinter dem Walde allerdings blinkt das Schloß, wie ein Punkt, den der liebe Gott mit echter, weißer Sonnentinte hingetupft hat, nachdem er die beiden Häuserzeilen des Dorfes fertiggeschrieben hatte. Im Schloß wohnt der polnische Graf und in einer der sechsundsiebenzig Hütten Olexa Solonenko. In Olexa's Hütte leben zwei Schweine, ein Großvater, eine graugesprenkelte, schwarze Katze, Frau Katharina und zwei Kinder, Nikita und Jossip. Olexa Solonenko war erst zwanzig Monate verheiratet.

Olexa hat fünf Morgen mit Weizen, Mais, Rüben und Klee. Den Weizen trägt er zur Mühle, die Maiskolben hängt er über den Winter am Dachrand seiner Hütte auf. Dann sieht das Dach aus, wie eine große, kantige Narrenkappe aus Stroh mit vielen Kukuruztroddeln. Von den Rüben nähren sich die Schweine, der Großvater und die Kinder. Und den Klee verkauft Olexa an den Wirtshausjuden.

Olexa ist ein bescheidener Mensch: Wenn der Förster vorübergeht, hält Olexa den Hut in der Hand; wenn der Inspektor mit blanken Spiegelstiefeln erglänzt, hält Olexa den Hut in der Hand; wenn der Gendarmeriewachtmeister vorbeirasselt, hält Olexa den Hut in der Hand; wenn der Graf trab trab durch die Felder reitet, hält Olexa den Hut in der Hand, so lange, bis Roß und Reiter nur noch wie eine große schwarze Hummel am Horizontrand kleben.

Manchmal hat der Graf den verblüffenden Einfall, um-

zukehren. Hält Olexa nicht immer noch den Hut in der Hand, heult des Grafen Rohrstäbchen durch die Luft und trifft Olexas Backe.

Wenn Olexa aber immer noch den Hut in der Hand hält, so heult des Grafen Rohrstäbchen durch die Luft und trifft auch Olexas Backe.

Gefällt dem Grafen Olexas Schwein, so wird es für die Schloßküche geschlachtet.

Gefällt aber dem Grafen Olexas Schwein nicht, so gefällt ihm Olexas Frau.

Und außerdem muß Olexa jährlich so und so viel Weizen an das polnische Schloß liefern. Dafür bekommt er eine Quittung. Die darf er sich aufheben.

Der Agent von der amerikanischen Gesellschaft hat rote Haare und ein gesprenkeltes Gesicht. Er sieht aus, als hätte der Himmel auf ihn Sommersprossen regnen lassen. Der Agent spricht mit Olexa Solonenko. Olexa beschließt, nach »Bransolia« auszuwandern. Die Schiffkarte gilt nach Pernambuco, Brasilien.

*

In Brasilien trifft Olexa auf Nikita Kolohin, Iwan Lafzcuk und Pantalemon Petriw. Sie arbeiten bei einem Plantagenbesitzer, der »Sennor« heißt. Die bauen Mais und Weizen und die Maiskolben hängen nicht an den Dachrändern, sondern an Stangengerüsten. Sonst sind keine Änderungen zu bemerken. Alle, die hier arbeiten, sind ukrainische Bauern. Sie haben eine griechische Kirche, wie daheim.

Olexa ist ein bescheidener Mensch. Wenn der Schreiber vom Amt vorübergeht, hält Olexa den Hut in der Hand; wenn der Hausverwalter mit breitem Strohhut, lang und dünn, wie ein lebendig gewordener Regenschirm, den Weg beschattet, hält Olexa den Hut in der Hand; wenn der Aufseher zu schimpfen beginnt und Fluchtdampf prustet, hält

Olexa den Hut in der Hand; wenn der Sennor trab trab durch die Felder reitet, hält Olexa den Hut in der Hand, so lange, bis Roß und Reiter nur noch wie eine große schwarze Hummel am Horizontrand kleben.

Fünfzehn Jahre lebt Olexa in Brasilien. Briefe nach Hause schreibt Pantalemon Petriw, der etwas gelernt hat. In den Briefen steht, daß Katharina die Schweine pflegen soll und die Jungen prügeln. Er, Olexa, würde bald nach Hause kommen und ihnen schon zeigen.

Darauf erwidert Katharina: ein Schwein ist bereits erstickt, die Kinder wachsen, der Großvater lebt höchstens noch zwei Wochen, und Nastja, die Tochter des Schusters, hat ein Kind vom Grafen bekommen und ist in die Stadt gegangen, als Amme.

Diesen Brief liest Pantalemon Petriw, der etwas gelernt hat, dem Olexa siebzehnmal vor, und dann kann Olexa Wort für Wort den ganzen Brief auswendig.

Um sich zu überzeugen, daß dem wirklich so ist, läßt sich Olexa den Brief noch einmal vorlesen.

Dann bekam Olexa keine Briefe mehr, und die Zeitungen schrieben, es sei Krieg.

Nach fünf Jahren erzählt der Verwalter, daß zwar der Krieg aufgehört, aber die Revolution begonnen habe. Die Bauern hätten das Land aufgeteilt und die polnischen Grafen wären futsch.

Da bekam Olexa Sehnsucht nach Katharina, dem Schwein und den Buben. Er wollte wissen, ob wenigstens einer von ihnen im Kriege Gefreiter geworden.

Am Abend desselbigen Tages kommt Pantalemon Petriw mit einer neuen Mundharmonika daher und bläst eine alte Kolomeika.

Also packt Olexa Solonenko seine Ersparnisse – achthundertsechsundvierzig Dollar – zusammen und klettert in Pernambuco aus dem Zug.

Wenn ich nach Hause komme, denkt Olexa, ziehe ich in des polnischen Grafen Schloß und rede portugiesisch. »No, Sennor!« werd' ich sagen.

Damit die Leute sofort wissen, daß ich portugiesisch spreche, kaufe ich mir einen neuen Anzug.

Olexa Solonenko kauft sich einen breitschultrigen, quadratisch wattierten Anzug und amerikanische Schaufelstiefel und sieht aus, wie ein aus Rechtecken zusammengesetzter Mensch.

An eine silberne Kette mit Herzanhängsel heftet er eine riesige Zwiebeluhr, die so laut hämmert wie ein fleißiger Dachdeckergehilfe.

In die linke, obere Rocktasche schiebt Olexa ein schönes, rotes Taschentuch mit dem amerikanischen Sternenbanner in der Mitte.

*

In Berlin muß Olexa Solonenko sich nach einem Paßvisum umsehen. Er steht zwei Tage vor fünf Ämtern, dann zwei Stunden vor einem Herrn, der genauso aussieht wie der polnische Graf. Also sind die polnischen Grafen doch nicht futsch! denkt Olexa Solonenko.

Dann kann er weiterfahren; vom Schlesischen Bahnhof aus.

Wer weiß, ob man ihn da wird fahren lassen, denkt Olexa.

Sein Zug geht erst in fünfeinhalb Stunden. Also kann er noch einen Tee trinken.

Während er den Tee schlürft, hört er plötzlich Pantalemon Petriw die Kolomeika spielen. Und er sieht ein totes Schwein. Und sein Sohn ist wirklich Gefreiter. Und der Graf reitet durch die Felder und hat den verblüffenden Einfall, umzukehren. Olexa hat aber den Hut nicht abgenommen, weil er ja soeben aus »Bransolia« gekommen ist.

Davon wird dem Olexa so zum Sterben heiß, daß er stirbt.

Er steht im Himmel und der Himmel ist eigentlich ein riesiges blaues Taschentuch mit einem amerikanischen Sternenbanner. Und die Sterne sind aus rotem Doublegold. Und die Engel blasen auf neuen silbernen Mundharmonikas eine Kolomeika.

Da nimmt Olexa den Hut ab und hält ihn in der Hand.

»Warum hältst du so den Hut in der Hand?« fragt ihn der liebe Gott.

»Lieber Gott«, sagt Olexa, »vielleicht reitet der Herr Graf vorüber …«

## *Das Märchen vom Geiger*

Er war ein Geiger und lief mit einem lächerlichen Namen bewaffnet in der Welt herum. Er hieß Thomas Ungewinn, und war blond, und stets auf dem Punkt, das Leben zu verlieren um eines Knopfes willen, – wie Geiger sind.

Er hatte eine goldene, von vier wunderbaren Saiten überspannte goldene Geige. Eine Saite war aus Eisen, die zweite aus Silber, die dritte aus Gold und die vierte war ein blondes feines Elfenhaar.

Wenn Thomas spielte, so hörten die Flüsse zu rauschen auf, und die Hügel erhoben sich auf die Zehenspitzen und wollten Berge werden, um den Geiger sehen zu können. Alle Meere der Welt gefroren zu gewaltigen Eisdecken, sodaß die Schiffe, die unterwegs waren, nicht weiter konnten. Die Wolken, die noch mindestens drei Tage Zeit gehabt hätten, am Himmel spazieren zu gehen, konnten es nicht erwarten, endlich Regen zu werden, um dem Geiger recht nahe zu werden. Die wilden Tiere in den Wüsten und in den Wildnissen wurden zahm und die Jäger hätten sie bequem fangen können, wenn sie selbst nicht vergessen hätten, daß sie zum Fang ausgezogen waren: So war die Musik.

Und selbst der liebe Gott – hörte er den Geiger unten spielen – sagte zu seinen Engeln: Pst, bleibt nur still einen Augenblick. Der da unten spielt ausgezeichnet. Es ist geradezu ein göttlicher Genuß.

Lange Jahre spielte Thomas Ungewinn so auf seiner Geige und wußte selbst nicht, zu welchem Zweck. Bis er eines Tages von der wunderschönen Prinzessin hörte.

Die wunderschöne Prinzessin lebte in einem fernen Lande und wollte partout nicht heiraten. Als sie sich gar zu sehr von Männern umdrängt sah, erließ sie eine Bekanntmachung, daß sie nur jenen zu ihrem Gemahl und zum Herrn ihres Landes erküren wolle (erküren, schrieb sie), der ihr die größte Kunst zeigen würde.

Da kamen die größten Künstler und Weisen aller Länder.

Es kam einer, der baute aus Kristalltau und Himmelsbläue ein Schloß für die Prinzessin mit einer Brücke aus echtem Regenbogen.

Und ein zweiter, der strich mit einem Pinsel über die Leinwand und malte die Prinzessin so lebendig, daß alle Herren und Damen vom Hofe einen tiefen Knix machten, wenn sie an dem Bild vorbeikamen, weil sie glaubten, das wäre die lebende Prinzessin.

Und ein dritter, der lief zum Ergötzen der Prinzessin den ganzen Tag mit den Sonnenstrahlen um die Wette und war schneller als sie.

Und ein vierter, der konnte mit Mond und Sternen jonglieren, wie ein Zirkuskünstler mit Parapluies.

Aber erst, als der Geiger kam mit seiner goldenen Geige lächelte die Prinzessin.

Den wird sie heiraten, zischelten die Damen vom Hof. Den Kerl wird sie heiraten, tuschelten die Herren vom Hofe. Und die Zeitungen schrieben von einem freudigen Ereignis, das bevorstehen sollte. Dem ganzen Lande bevorstehen sollte – schrieben die Zeitungen.

Die Prinzessin aber schickte eine ihrer stummen schwarzen Sklavinnen zu dem jungen Geiger mit einer Botschaft. Er sollte zu ihr um Mitternacht ins Schloß kommen.

Thomas Ungewinn kam und sagte: Ich liebe dich, Prinzessin. Ich will dir vorspielen.

Nicht jetzt, sagte die Prinzessin. Morgen.

Da ging Thomas Ungewinn und war beleidigt.

Die Prinzessin aber schickte ihm eine ihrer stummen schwarzen Sklavinnen nach und ließ ihn zurückholen.

Du bist ein Esel, Thomas Ungewinn, sagte die Prinzessin. Aber gerade darum will ich dich heiraten. Morgen soll Hochzeit sein.

Da war Thomas Ungewinn sehr unglücklich. Er ging nach Hause und konnte nicht mehr schlafen.

Am nächsten Tag aber erschien ein eleganter Herr im Schloß und gab seine Visitenkarte ab auf der stand: Florian Leichtgemut, Tanzmeister.

Was willst du? fragte ihn die Prinzessin.

Dich! Teuerste Prinzessin! sagte Florian und machte eine feine Verbeugung, daß sein Frackhemd knisterte.

Was kannst Du? fragte die Prinzessin.

Tanzen, sagte Florian. Laß, bitte, aufspielen.

Da ließ die Prinzessin den Geiger holen und befahl ihm, zu spielen.

Indes tanzte sie mit Florian Leichtgemut Walzer, Foxtrott und Onestep und war sehr selig.

Als sie gerade an dem spielenden Thomas Ungewinn vorüberwirbelten, sagte die Prinzessin zu ihrem Tänzer: Dich will ich heiraten.

Da entfiel dem Thomas die Geige und zerschellte klirrend. Der Geiger fiel zu Boden, tat noch einen tiefen Atemzug und war tot.

Florian und die Prinzessin hörten zu tanzen auf.

Holt einen anderen Musikanten, schrie Florian. Die Prin-

zessin aber lief auf den toten Geiger zu, küßte ihn und weinte.

Und dann heiratete sie den Florian Leichtgemut und es herrschte große Freude im Lande.

## *Lauter Juxen*

»Juxartikel« sind gewissermaßen aus Blech, Pappe, Holz und anderen Materialien hergestellte Pointen, die zwecks Irre- und Nasführung einer harmlosen Mitmenschheit durch eine mechanische Tätigkeit ausgelöst werden. Ich stelle mir vor, daß »Juxartikel« ungefähr wie Volkslieder entstehen; so, von Hand zu Hand wandernd, immer größerer Vollendung, feinerer Wirkung entgegengehen. Sie haben schon so was Ursprüngliches in ihrem Wesen.

Ich kann mir allerdings auch einen genialen Erfinder denken, der, seinen Nächsten wie sich selbst liebend, in der Einsamkeit seiner Giebelstube Tag und Nacht über eine originelle Methode nachdenkt, wie die zivilisierte Menschheit unangenehm zu verblüffen wäre. Solche Erfinder sterben vielleicht vor der Patentierung ihrer Lebenswerke einen freudlosen Hungertod, indes draußen das Volk aus ihren Kulturtaten Mut und Hoffnung für ein neues Jahr schöpft. Das Volk ist undankbar.

*

Rastlos schreitet mit jedem Jahr die Entwicklung der Karnevalkultur vorwärts. Aus einer Unterredung mit einem fliegenden Juxbasarbesitzer gebe ich folgendes wieder:

Während des Krieges ruhte der Forschertrieb der Juxerfinder fast vollkommen. Man beschränkte sich auf Niespulver, explodierende Zigarren, zusammenkrachende Stuhllehnen. *Inter arma silent musae*.

In den letzten Kriegsjahren begannen die Invaliden sich mit der Erfindung und Herstellung der »Juxe« zu befassen. Heute beschäftigen sich ungefähr zweitausend Invaliden in Deutschland mit der Herstellung und Erfindung von Juxartikeln.

Der Erfinder des ersten explodierenden »Frosches« war ein slawischer Triestiner. Er hieß Iwan Krak und war von Beruf Uhrmacher. Er lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es ist nett von dem Mann, daß er »Krak« hieß. Wirklich: »Krak!« Deshalb nannte man den explodierenden Frosch lange Zeit »Krak-Krak«. Ein Beweis für die Existenz einer regulierenden Bestimmungsmacht im menschlichen Geschehen. Hier rief nicht ein Ereignis eine onomatopoetische Bezeichnung hervor, sondern die Onomatopoesie eines Namens verursachte ein Ereignis.

Alljährlich wurden vor dem Kriege in Deutschland ungefähr 200 Juxartikel erfunden und zur Patentierung eingereicht. Ein seltsames Verhängnis verursachte es, daß sämtliche Juxartikel nur in der Hand ihrer Erzeuger funktionieren. Die herrlichsten Gemeinheiten werden im Patentamt eingeschüchtert und verpuffen blindgängerisch.

Interessant ist die Feststellung, daß die meisten Erzeugnisse aus Baiern kommen. In Nürnberg werden sehr viele Juxe ersonnen. Baiern hat seit jeher sehr viel Sinn für Jux.

Auf dem Wege durch die Friedrichstraße, die Lindenpassage entlang bis zum Bahnhof Friedrichstraße werden die »Juxe« verkauft. Nur die »Zauberartikel« müssen besonders erläutert werden. Das versteht man so ohne weiteres nicht. Erst wenn's erläutert wird, versteht man's auch nicht.

Das Fräulein, das die Zauberdinge erklärt, hat flatternde Pupillen und rudernde Handbewegungen. Sie plätschert in Wundern.

Drei kleine Jungen haben gemeinsam einen eisernen Nagel gekauft. So einen, den man durch die Finger durchstößt, wo-

bei schmerzverzerrtes Antlitz zu mimen wäre. In Wirklichkeit ist der Nagel eigentlich gar nicht durchs Fleisch gegangen, sondern – das sage ich nicht.

Die drei kleinen Jungen gehen sehr glücklich mit dem Nagel hinaus. Nach fünf Minuten kommen sie wieder. Sie haben das Kunststück vergessen. Sie lernen's wieder.

Nach fünf Minuten geht die Ladentür: die drei kleinen Jungen. Sie haben das Kunststück vergessen.

Das Fräulein mit den flatternden Pupillen nimmt ihnen den Nagel ab und gibt ihnen dafür ein Zauberei. Die Geschichte mit dem Zauberei ist leichter zu kapieren. Die drei kleinen Jungen gehen mit dem Zauberei auf die Straße und lassen es fallen. Es ist aus sehr dünnem Holz und zerbricht auf dem Pflaster.

Darüber lacht ein Erwachsener, der soeben einen Zaubernagel und einen Nirvanalöffel erstanden hat. Der Erwachsene hat buschige Augenbrauen. Er hat ganze Tannenforste über den Augen.

Ich hasse ihn.

## *Die Welt ist klein*

Mein Friseur war Gefangener in einem französischen Lager. Er wurde von amerikanischen Soldaten bewacht. Eines Tages sagte ihm ein Amerikaner: Borg mir Deine Uhr. Wenn der Krieg aus ist, schicke ich sie Dir zurück.

Haha! lachte der Friseur. Wenn der Krieg aus ist! – Nahm herzlichen Abschied von seiner Uhr und gab sie dem Amerikaner.

Der konditionale Teil des amerikanischen Versprechens erfüllte sich. Der Krieg war aus.

Am Weihnachtstage erhielt mein Friseur einen Brief aus Amerika. Von dem Soldaten, der inzwischen wieder Apo-

theker geworden war. In dem Brief schrieb der Amerikaner: Teurer Kamerad, schreib mir, ob Du die Uhr willst oder ihren Dollarwert. Vielleicht magst Du auch Lebensmittelpakete? Ich bin Dein treuer Kamerad.

*

Ein anderer Amerikaner hatte im Kriege einen schwerverletzten Deutschen gefangen genommen. Der Amerikaner transportierte »seinen« Gefangenen in ein belgisches Hospital, nahm Urlaub von der Front und beschloß, den Deutschen gesund zu pflegen.

Aber der Deutsche starb.

Vor dem Tode gab er dem Amerikaner einen Ring zum Andenken. Der Ring war aus Eisen, mit einem Reichsadler auf schwarzweißrotem Hintergrunde. Es war ein armer, gesinnungstüchtiger Ring.

Die Eltern des Deutschen inserierten in der Zeitung: Unser Sohn ist verschollen, wahrscheinlich in fremder Erde begraben. Wer etwas von ihm weiß, möge es uns mitteilen.

Die Eltern des Deutschen bekamen eines Tages den Ring und einen Brief aus Amerika. In dem Brief stand: Hier ist der Ring Eures Sohnes. Schneidet ihn entzwei und schickt mir die Hälfte zurück. Es ist ein Andenken an einen Gefährten.

*

Gestern las ich in einer Zeitung: Zwei Freunde ersuchen vermögende Sportsleute, Klubs, Filmstars, Kriegsgewinner, ihnen zu einer kleinen Ausrüstung zu verhelfen, damit sie zu Fuß und im Paddelboot um die Welt reisen können.

Die Männer, die wackeren, die zu Fuß und im Paddelboot um die Welt reisen wollen, gefallen mir. Sie haben nie Geographie gelernt. Deshalb ist ihnen die Welt klein.

Erst die Berechnung schafft Entfernung, Distanz. Alles

Böse kommt von daher und alles Mißverständnis. Weil wir glauben, daß wir zu weit voneinander entfernt sind, als daß wir uns hören und verstehen könnten, schweigen wir und sprechen miteinander.

## *Weltuntergang*

Jährlich, mindestens einmal, droht die Welt unterzugehen. Nun melden die Blätter, daß der Komet *Pons-Winnecke*, der zwischen den Nachtlokalen des Äthers beschwipst umhertaumelt, unwiderstehlich angezogen von den Berechnungen der Astronomie, in den nächsten Wochen wieder in den Bannkreis einer Sternwarte gerät und der Erde mit seinem leuchtenden Flederwisch liebkosend übers Angesicht fährt. – Aber die Welt geht bestimmt nicht unter.

In einer Wiener »Reformschule« – einer Anstalt, in der Schulkinder manchmal auch unterrichtet werden, – sah ich die Zeichnung eines kleinen Mädchens: Wie die Welt untergeht. Die roten Linien auf der Klassentafel krümmten sich in einer Art Krampf-Zick-zack. Und die Kreide lag in Mehlstaub verwandelt auf dem Katheder. Hefte und Bücher flogen mit gesträubten Blättern in dem windschiefen Klassenzimmer umher. Der Herr Lehrer saß mit einem gebrochenen Lineal in Händen, eine geknickte Autorität, auf dem Boden neben dem Stuhl. Alle Kinder lagen tot und verletzt in den Bänken, die sich vertikal aufbäumten. Rote Kreide rann in Strömen.

Einen gewaltsamen Weltuntergang durch Explosion hätte ich mir früher, vor dem Kriege, vorstellen können, als die Welt, Elektrizität und Fortschritt unaufhörlich einatmend, mit technischen Sensationen zum Bersten gefüllt, eines Tages ganz allein, ohne Zusammenstoß, wirklich geborsten wäre. Aber heute ist kein Zerplatzen mehr möglich. Das Stadium der Einschrumpfung durchlaufend, wird die Welt schimm-

lich verdorren, wie eine Zitrone, die in der Schublade vergessen liegen geblieben ist.

In einem verschwiegenen Raum eines Berliner Bahnhofes fand ich diese Tafelinschrift: »Der Schlüssel befindet sich bei der Wärterin, die als solche kenntlich gemacht ist.«

Die Wärterin, von Gott »als solche« kenntlich gemacht, aß eine Schmalzstulle. Ich hätte sie agnosziert, wenn ich ihr im wilden Wald begegnet wäre, oder auf dem Ball des Witwenklubs »Rosentugend«, oder auf der Nasenspitze des Montblanc. Aber sie war »als solche« nicht behördlich kenntlich gemacht.

Ich fragte sie: wodurch sie kenntlich gemacht wäre?

Durch eine Armbinde, sagte sie. Aber die Armbinde trüge man jetzt nicht mehr, seit der Revolution.

Und *das*, seht ihr, ist Weltuntergang.

## *Autoritäten*

Autorität wird von Gott selbst verliehen. Ihre äußeren Kennzeichen sind selten Szepter und Reichsapfel, sondern meist Gebrauchsgegenstände, einfache, wochentägliche, wie zum Beispiel ein Schnurrbart oder eine Goldborte.

Unser Griechischlehrer, der einen grünen Rock trug und von einem Patinaschimmer umgeben war, wie ein seltener Aorist, schwang einen großen, schwarzgebundenen Katalog, gewissermaßen ein Damokles-Klassenbuch über unseren Häuptern und war doch keine Autorität. Der Schuldiener aber, der Valentin hieß, einfach Valentin, hatte nur einen rechteckigen Schnurrbart mit geschliffenen Spitzen und allerdings eine Schulglocke. Und war eine Autorität.

Papierene Autoritäten, wie die eines Lehrers zum Beispiel – ob sie nun auf Kathedern oder Thronstühlen sitzen – kann eine Revolution stürzen. Die Autoritäten von Gottes

Gnaden mit den dünngeschliffenen Schnurrbartenden und der Goldbortenglorie um den Kopf sind das stete Bleibende im welthistorischen Wechsel der Gesinnungen.

Wer zur Autorität geboren ist, wird nicht Staatsmann oder Professor, sondern irgend etwas Beliebiges, Subordiniertes. Zum Beispiel Wetterprophet.

*

Täglich sehe ich den tanzenden Tisch an der Straßenecke. Den tanzenden Tisch zeigt ein Mann, der offenbar Autorität hat. Sein Tisch tanzt nur, wenn fünf oder sechs Leute ihre Hände auf der Platte halten. Der Mann trägt eine großkarierte Sportkappe und einen wehenden Schlips. Er flattert mit einem großen roten Taschentuch. Seiner Autorität gehorchend stützen sechs Leute ihre Hände auf die Tischplatte.

Dann rotiert der Tisch mit den Sechsen schnell, immer schneller, bis der Autoritäre Halt ruft.

Der Tisch bleibt plötzlich stehen, und alle Sechs fallen in den Straßendreck.

Das Geheimnis des tanzenden Tisches besteht in einem Trick. Das Geheimnis erfährt man nur um den Preis von zwei Mark.

Wer einmal im Dreck gelegen hat, entschädigt sich für den eigenen Schaden und den Spott der Unbeteiligten durch den Ankauf des Geheimnisses, um mit dem Respekt, den seine erhandelte Macht hervorruft, seine frühere Lächerlichkeit auszugleichen.

Der Straßenhändler strömt Autorität aus, wie ein Motor elektrischen Treibstrom und richtet um sich einen Autoritätswall auf. Und ist nur ein Straßenhändler.

*

Autorität haben alle Besteckmenschen. Das sind Wesen, die das Zeichen ihrer Hörigkeit, als wären sie Messer oder Gabel,

in Gestalt eines Monogramms auf Livreeknöpfen und Kappenschildern eingraviert haben. Autoritäten sind Portiere und Schaffner. Was dir ein Straßenbauingenieur in Zivil sagt, muß nicht richtig sein. Aber ein Mann aus Tressen, Schnurrbart und Farbentuch weiß alles. Bei einem Backenbärtigen gar ist ein Irrtum ausgeschlossen. Seine Worte schreiten im Parademarsch zum Takt einer unhörbaren Militärmusik in sicherer Defilierung auf gerader Luftlinie dem »Direktion« gewordenen Ziele zu.

Eine Autorität ist der unbekannte, alle kennende Herr im Cutaway, der mich im Kaffeehaus höflich grüßend stört, sanft beruflich schaukelnd zwischen Tisch und Tisch, freudige Überraschung im Antlitz, wenn er mich sieht, weil er so lang, lang schon auf mich gewartet und die Sehnsucht seiner Kindheit endlich in Erfüllung gegangen ist. Alle Kellner, die frackflügelschlagend zwischen sich öffnenden Gästereihen durchschießen, schlängeln sich in Ellipsenbiegung um den Herrn und sein Blick, der strenge werden kann, macht eine wehende Serviette erstarren.

Autorität ist auch eine Kassierin, die wie eine riesengroße Likörflasche in Frauenform, wahrscheinlich zu Reklamezwecken, hinter Glas und Zuckerpyramiden auf erhöhtem, lehnelosen Stuhl sitzt; und nichts ist, was ihr entginge.

Minister hebt und senkt die Wage der Gelegenheit, wie eine Wasserwelle Schiffsplankenbretter. Ihre Autorität ist vergänglich, weil erworben.

Ewig bleibt der Portier des Gebäudes.

## *Hellas*

Aus dem neuen Griechenland hörte ich jüngst klassische Dinge. Ein vertriebener König kehrte zurück. Das Volk jubelte. Ein schändlicher Verräter – hieß er nicht Thersites? –

ward in Acht getan und von den Edlen auf offenem Platz bespien. Die Besten scharten sich um den König. Ich glaube, Pallas Athene, ihm selbst nur sichtbar, schwebt dem Basileus zur Rechten.

Wenn er in seine Burg kommt, nach alter Sitte gebadet und mit duftenden Toiletteartikeln aus dem unterjochten Perserland von seinen braunen Sklaven behandelt ist, legt er ein blütenweißes, leichtes Hausgewand an und macht bei den würdigen Penaten einen Antrittsbesuch. Wir freuen uns! – sagen die Penaten. Dann schreitet der Basileus (ein Oxytonon, – der Akutus liegt über der letzten Silbe), würdig, wie ein Hexameter, auf Versfüßen in sein Schlafgemach, in dem die Gemahlin seiner harrt und Hera über eheliche Pflichterfüllung wacht.

Nächstens wird der gute König neuerlich gekrönt und der unvermeidlich blinde Sänger, von einem lockigen Knaben an der Hand geführt, wird in den Kreis treten und die Saiten schlagen zu einem Epos, das man nach Jahrhunderten noch in der Tertia wird präparieren müssen. Das ist der Lebenszweck der blinden Sänger.

Täglich lese ich Nachrichten aus Athen. Wenn Doktor Johann Täubrich, mein alter Griechischlehrer, noch lebt, liest er sie auch. Und wenn er noch unterrichtet, läßt er seine Schüler »Kalogeropoulos« deklinieren.

Kalogeropoulos ist übrigens ein trefflicher Name für einen Ministerpräsidenten. So könnte sogar ein Ministerpräsident aus der zweiten Olympiade heißen: nicht nur einer von Neunzehnhunderteinundzwanzig. Kalogeropoulos heißt nämlich ein Mann, der einen Staat gut führt. Und was »Venizelos« heißt, kann ich mir nicht erklären.

Ich glaube, auch der Doktor Täubrich läßt »Venizelos« nicht deklinieren. »Venizelos« ist politisch und linguistisch antihellenisch und an der Phonetik dieses Namens, von dem ich nicht weiß, ob er ein Oxytonon oder ein Paroxytonon

oder gar ein Properismenon ist, scheitert eigentlich meine ganze Geschichte von der oben geschilderten Heimkehr eines vertriebenen Königs.

Dieser König heißt nämlich Konstantin und stammt aus dem Geschlechte Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Und wenn schon nichts anderes an diesem Namen, so sind die Bindestriche antihellenisch. Von Bindestrichen habe ich bei Doktor Johannes Täubrich nichts gelernt.

Ich zweifle nun auch daran, daß der König Konstantin, obwohl er »Basileus« heißt und ein Oxytonon ist, von einem Lieblingssklaven gebadet und gesalbt wird. Ich glaube, er hat einen Leibfriseur und der ist sicher ein Deutscher.

Das Parlament in Athen liegt in der Stadionstraße und hat wahrscheinlich auch eine Nummer. Vielleicht: dodeka, oder heptaginta. Und der Präsident Lombardos läutet mit einer Glocke. Nie hat man in der Agora mit einer Glocke geläutet.

Ich bin überzeugt, daß Kalogeropoulos eine Zigarre gelegentlich raucht. Das griechische Volk placiert sich auf einer Galerie und ruft: Hinaus! – wenn ein Venizelist spricht.

Kalogeropoulos fährt übrigens nach London, ungefähr wie einer, der nur Simons heißt, nicht auf einem Triremis, einem Dreiruderer, sondern auf einem Dampfer mit five o'clock und Bordkapelle. Oh! Dr. Johannes Täubrich! …

Daß unten auf der Landkarte, wo Europa aufhört und gelegentlich eine Halbinsel gen Afrika ausstreckt und kleine Inseln, wie europäische Fragmente im ägäischen Meerbusen schwimmen, noch »Hellas« besteht, ist eine Sinnestäuschung, deren Beständigkeit hervorgerufen wurde durch Homer und Doktor Johannes Täubrich. Aoriste baumeln, wie zwecklose Troddeln, im humanistischen Bewußtsein. Immer noch wallt um jeden modernen Drahtbericht aus Athen der klassische Versklang.

Ich glaube, es ist eine Vergeßlichkeit der Weltgeschichte, daß sie in Griechenland einen Republikaner Kriegshetzer